

IN ZUKUNFT OHNE GELD?

Theoretische Zugänge &
gelebte Alternativen

hg. von Sigrun Preissing,
Gottfried Schubert & Heidi Lehner

mandelbaum *kritik & utopie*



kritik & utopie ist die politische Edition im
mandelbaum verlag.

Darin finden sich theoretische Entwürfe
ebenso wie Reflexionen aktueller sozialer
Bewegungen, Originalausgaben und auch
Übersetzungen fremdsprachiger Texte,
populäre Sachbücher sowie akademische und
außeruniversitäre wissenschaftliche Arbeiten.

IN ZUKUNFT OHNE GELD?

Theoretische Zugänge & gelebte Alternativen

herausgegeben von Sigrun Preissing,
Gottfried Schubert & Heidi Lehner

mandelbaum *kritik & utopie*

Gedruckt mit Unterstützung der Sunflower Foundation



© mandelbaum *kritik & utopie*, wien, berlin 2021
alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Sabine Besenfelder
Satz: Kevin Mitrega
Umschlag: Martin Birkner, Gottfried Schubert
Druck: Primerate, Budapest

Inhaltsverzeichnis

7 Einleitung

JÜRGEN CONZETT

II Wollen wir das Geld abschaffen –
oder schafft das Geld unsere Gesellschaft ab?

ESKE BOCKELMANN

23 Geld oder Lerche

*Über die Conditio sine qua non eines
glücklichen Fortbestands dieser Welt*

ULRIKE KNOBLOCH, ANN-CHRISTIN KLEINERT,
CORINNA DENGLER

35 Gestaltungs- und Transformationsprozesse
zukunftsfähigen sorgenden Versorgens

HANSRUEDI WEBER

51 Mit Geld leben

Geld anders denken

HEIDI LEHNER

75 Wie könnte eine Welt ohne Geld aussehen?
Oder besser: Wie kommen wir zum guten Leben?

GOTTFRIED SCHUBERT

85 Wirtschaften mit, ohne oder mit anderem Geld

GERNOT JOCHUM-MÜLLER

103 Dem Monopol entwischen

VANESSA RAINER

119 Geld wächst nicht auf Bäumen

Von der Notwendigkeit, das Geld zu überwinden

SASCHA JABALI-ADEH

135 Vom Tauschen und Schenken

SIGRUN PREISSING

151 Geld auf dem Abstellgleis

*Wie wir uns mit Commons von der
Geldlogik abkoppeln können*

175 Dank

177 Autor*innen

Einleitung

Seit unserem ersten gemeinsamen Buchprojekt 2016¹ hat sich an der fortgesetzten Ausbeutung von Menschen und Mitwelt nichts Grundlegendes geändert. Viele Bereiche unseres Lebens sind und werden weiterhin auf Profitmaximierung ausgerichtet. In der gemeinsamen Auseinandersetzung mit diesen Problemen sind die hier versammelten Autor*innen zu dem Ergebnis gekommen, dass die großen Krisen unserer Zeit mit unserem modernen Geld zusammenhängen. Am Beispiel der Corona-Krise wird besonders deutlich, wie anfällig dieses System ist: Aus einem gesundheitlichen Problem wird in kürzester Zeit ein wirtschaftliches – weltweit. Staatlich verordnet wurde die Wirtschaft auf das Lebensnotwendige heruntergefahren, woraufhin sich zeigte, wie schnell Menschen und Unternehmen in finanzielle Not geraten. Gleichzeitig wurde deutlich, dass Vieles trotzdem funktioniert, wenn die Geld-Wirtschaft in den Krisenmodus fällt, einfach, weil es außerhalb dieser Logik steht oder wieder außerhalb dieser bestehen muss. Die Pandemie war aber nicht der Anlass für diesen Band. Vielmehr war es die jahrelange Beschäftigung der Autor*innen mit theoretischen Fragen und mit den persönlichen Erfahrungen in unterschiedlichen Initiativen, die die Frage aufwirft, ob nicht ein Wirtschaften ohne Geld notwendig wäre – oder ein Wirtschaften mit einem anderen Geld. Einem Geld, das sozialeren und ökologischeren Werten entspricht.

Ein Wirtschaften mit einem anderen Geld, das heißt: mit neuen Regeln, das können sich immer mehr Leute vorstellen.

Forderungen an den Staat, wie zum Beispiel die nach einem bedingungslosen Grundeinkommen oder das Schweizer Bürgerbegehren für ein Vollgeld sind Beispiele dafür. Es gibt zivilgesellschaftliche Initiativen, die versuchen, selbst Hand anzulegen: die Gemeinwohlökonomie, die Verlosung von Grundeinkommen, Solidarische Landwirtschaft, die Commons-Bewegung, um nur einige zu nennen. Aber ein Wirtschaften ohne Geld? Hier stehen wir am Anfang eines Diskurses. Es heißt, das Geld habe viele Errungenschaften erst hervorgerufen. Es fördere Innovation und ermögliche Fortschritt. Inzwischen wissen (fast) alle, dass wir dabei sind, die Lebensgrundlagen auf diesem Planeten zu zerstören und dass die soziale Ungleichheit zum Zündstoff wird. Ob und wie das Geld selbst damit in Zusammenhang steht, wird nicht oder nur selten diskutiert.

Über viele Jahre haben wir uns kritisch mit der Frage beschäftigt, was Geld ist und wie Geld im gesellschaftlichen Zusammenhang wirkt, ohne dabei unbezahlte Arbeit und freiwillige Tätigkeit auszuklammern. Wir sind eine diverse Gruppe von zwölf Praktiker*innen und Theoretiker*innen, die ein bis zwei Mal im Jahr an Tagungen der Sunflower Foundation Zürich teilnehmen, zu der Jürg Conzett und Heidi Lehner seit mehreren Jahren einladen. Manche der Beteiligten sind in der Öffentlichkeit bekannt, aber auch die anderen Gruppenmitglieder verfügen über großes Wissen und blicken mit ungewöhnlichen Erfahrungen auf Wirtschaftszusammenhänge. Wir treffen uns nicht, um fertige Positionen auszutauschen. Wir bringen Fragen mit, auf die wir noch keine Antworten haben. Wir denken gemeinsam weiter und kommen so immer wieder zu neuen Erkenntnissen.

Der vorliegende Sammelband ist als zweite Publikation dieser Tagungen entstanden. Nachdem wir im ersten Sammelband

Projekte vorgestellt haben, die sich als praktische Lösungsvorschläge für unser »Problem mit dem Geld« verstehen, möchten wir uns nun damit auseinandersetzen, wie es mit diesem modernen Geld weitergehen kann. Ob es Geld mit anderen Regeln braucht, oder ob wir gar ohne Geld wirtschaften sollten. Die einzelnen Autor*innen nähern sich dieser Frage auf ganz unterschiedliche Weise. Sie stellen ihre *momentane* Position vor, im Wissen, dass sie sich damit angreifbar machen. Doch nur so können wir als Gruppe die Vielfalt unserer Meinungen abbilden und zu einem gesellschaftlichen Diskurs beitragen. Einig sind wir uns darüber, dass es dringende Veränderungen braucht. 9

Jürg Conzett geht davon aus, dass das Geld sich selbst abschaffen wird. Er empfiehlt, frühzeitig nach Alternativen zu suchen. **Eske Bockelmann** analysiert, warum wir uns ein Wirtschaften mit Geld nicht leisten können, wenn wir unsere Lebensgrundlagen nicht vollständig zerstören wollen. Er bekennt sich dezidiert zu einem Wirtschaften ohne Geld. **Ulrike Knobloch, Ann-Christin Kleinert** und **Corinna Dengler** ziehen aus Sicht der feministischen Ökonomie in einem gemeinsamen Essay Lehren aus der derzeitigen Krisenökonomie. Sie erachten eine wohldurchdachte Demonetarisierung als einen wichtigen Schritt hin zu einer zukunftsfähigen Wirtschaft. **Hansruedi Weber** spricht sich für ein anderes Geld aus. Er führt aus, warum dieses nicht auf Schulden beruhen darf und als Mittel zur gegenseitigen Hilfe von Gemeinschaften selbst erzeugt werden sollte. **Heidi Lehner** wünscht sich eine Welt ohne Geld. Sie lässt eine junge Anarchistin erzählen, die sich darüber Gedanken macht. Lehner kommt zu dem Schluss, dass sich neue, unerwartete Lösungen zeigen werden, wenn wir hinter den »Schleier des Geldes« blicken. **Gottfried Schubert** reflektiert sehr persönlich die Auswirkungen von Wirtschaften mit,

ohne und mit einem anderen Geld. **Gernot Jochum-Müller** berichtet aus der Praxis der Tauschringe und Regionalwährungen in Österreich und plädiert dafür, neue Regeln im Umgang mit Geld zu entwickeln. **Vanessa Rainer** und **Sascha Jabali-Adeh** versuchen seit einigen Jahren möglichst ohne Geld zu leben. Rainer reflektiert aus einer tiefen Naturverbundenheit über das Verhältnis von Geld und Welt. Jabali-Adeh berichtet über Freiräume und Grenzen dieses Lebensentwurfes. **Sigrun Preissing** kommentiert aus der Commons-Perspektive die Frage nach einer Gesellschaftsutopie für das Wirtschaften ohne Geld und stellt bestehende Projekte vor.

10

Wir hoffen, dass die diversen Perspektiven dieses Bandes Denkanstöße geben für all jene, die auf der Suche nach einem guten Leben für alle sind.

Im November 2020

Sigrun Preissing, Gottfried Schubert und Heidi Lehner

Anmerkungen

- 1 Znoj, Heinzpeter (Hg.): Anders Wirtschaften – Gespräche mit Leuten, die es versuchen. Zürich: Conzettverlag, 2016.

Wollen wir das Geld abschaffen – oder schafft das Geld unsere Gesellschaft ab?

Sie glauben gar nicht, wie schnell ein kompletter Shutdown passiert. Bei uns im MoneyMuseum, einem privaten Museum in Zürich, präsentierte sich dieser Albtraum in Form eines freundlichen Stromablesers, der mir erklärte, dass er leider aus technischen Gründen alles abstellen müsse. Mit »alles« meinte er: wirklich alles. Kein Licht, kein Strom für Computer, Kühlschrank oder irgendwas. Alternativen hatte ich keine, erledigt war das mit einem Handgriff. Ich hatte nicht gedacht, dass es Wochen dauern würde, unsere komplette Infrastruktur wieder in Betrieb zu nehmen. Mein IT-Verantwortlicher wies mich nämlich darauf hin, dass unser Stromnetz ein Weitermachen wie bisher nicht verkraften würde. Wir konnten also die Server und alle anderen Geräte nur nach und nach wieder hochfahren. Glücklicherweise bedeutete diese Geduldprobe nicht das Ende des MoneyMuseums. Das könnte nach einem Geld-Crash sehr viel dramatischer verlaufen. 11

Lassen Sie es mich klar sagen: Geld wird es nicht ewig geben. Vermutlich erlebe ich das weltweite Ende unserer Geldwirtschaft nicht mehr, Sie vielleicht auch nicht. Aber es wird kommen. Warum? Dazu gleich mehr. Die Frage, die mir viel wichtiger erscheint, ist: Kommt es zu diesem Ende des Geldes

mehr oder weniger plötzlich aus Gründen, die wir nicht kontrollieren können? Dann würden wir spüren, dass ein erneutes Hochfahren unserer Wirtschaft sehr, sehr lange dauern und mit schmerzhaften Folgen für die Menschheit verbunden sein würde. Oder gelingt es uns, das Ende des Geldes zu kontrollieren und den Übergang in eine andere, eine postmonetäre Wirtschafts- und Gesellschaftsform zu steuern? Dazu müssen wir uns aber erst über unsere Ausgangslage im Klaren werden und Ideen entwickeln, Konzepte erarbeiten, theoretisch simulieren und in der Praxis erproben, um gerüstet zu sein. Ein interessantes Projekt in dieser Hinsicht ist das Forschungsvorhaben »Die Gesellschaft nach dem Geld«, das eine möglichst genaue Simulation erprobt.¹ Als ich im Internetforum Quora die Frage stellte, ob Wirtschaften ohne Geld sinnvoll sein könnte, antwortete jemand mit einer Gegenfrage, die mir durchaus richtungsweisend erscheint: »Wie wird dann der Austausch von Gütern und Dienstleistungen geschehen?«

Doch bevor ich erkläre, warum mir das Ende des Geldes unausweichlich erscheint, möchte ich kurz klären, was ich meine, wenn ich von »Geld« spreche. Münzen gibt es seit Jahrtausenden. Aber über die längste Zeit bestand der Wert dieser Münzen in seinem Materialwert. In der Antike, im Mittelalter, in der Neuzeit waren Münzen (zumindest in Europa) meist aus mehr oder weniger wertvollem Metall wie Silber oder Gold geprägt. Doch dann kam es in der Moderne zu einem radikalen Wandel hin zu dem, was wir Kreditgeld oder Fiatgeld nennen: Staaten geben Zahlungsmittel wie Geldscheine aus, die praktisch keinen materiellen Wert haben, aber dem Besitzer eine Forderung gegenüber der ausgebenden Institution garantieren. Dieses Kreditgeld alleine meine ich, wenn ich im Folgenden von Geld spreche.

Warum sollte dieses Kreditgeld überhaupt enden? Wir können doch problemlos beim Bäcker Brot und im Internet einen Computer kaufen. Aber das ist nicht überall so. Denken wir einmal an Simbabwe. Das afrikanische Land hatte sich in den ersten Jahren seiner Unabhängigkeit bis in die 1990er Jahre hinein zu einer der stärksten Volkswirtschaften des Kontinents entwickelt. Doch dann kam es zu politischen Fehlentscheidungen, die zur Inflation führten. Die Zentralbank gab 2009 Banknoten mit dem Nennwert von 100 Billionen Simbabwe-Dollar aus! Bei einer gleichzeitigen Stagnation der wirtschaftlichen Leistung des Landes ist klar, dass diese monströse Summe auf einem einzigen Geldschein allein keinem erschaffenen Mehrwert in ganz Simbabwe entsprach. Die Folgen für die Gesellschaft waren katastrophal. Und das Geld? Im ersten Schritt wichen die Menschen auf Alternativen aus, zum Beispiel Fremdwährungen wie den US-Dollar, auf die sie vertrauten. Daneben etablierte sich ein Tauschhandel, der das Überleben im Chaos sicherte. Beides kommt in Ländern, die von Bürgerkriegen beherrscht werden und in denen die Bevölkerung nicht mehr daran glaubt, dass die Zentralregierung den Wert, der hinter dem umlaufenden Geld steht, garantieren könne, immer wieder vor.

13

Schön und gut, mögen Sie einwenden, was hat Simbabwe mit uns zu tun? Tatsächlich ist das Land mit seinen dramatischen Problemen weit weg von unserer westlichen Wohlstandswelt, in der wir uns (vermeintlich) sicher eingerichtet haben. Aber lassen Sie mich nur ein paar Schlagworte nennen: Finanzblase, Schuldenspirale, Immobilienblase ...

Denken wir an die verschiedenen Krisenmomente, die mindestens seit dem großen Crash von 2008 immer wieder aufflammen, dann sehen wir, dass auch bei uns mit Summen gehandelt

wird, hinter denen kein wirklich garantierter Wert mehr stehen kann. Denn wenn die riesigen Summen, die 2020 zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise in die Welt gepumpt werden, die ökonomische Leistung nicht entsprechend erhöhen, sondern lediglich den Konsum befeuern, führt das nur zu einer Inflationssteigerung. Die ist aber nicht das Ziel unseres Wirtschafts- und Geldsystems und hat negative Auswirkungen auf Rentenpapiere und Anlageoptionen, die Profitpotentiale werden durch Krisen massiv reduziert. In letzter Konsequenz wird sich das Geld durch Inflation gleichsam auflösen. Stabilität sug-
14 gerieren nur noch Zwangsmaßnahmen des Staates.

In vielen Städten kaufen die Leute keine Immobilien mehr, weil sie darauf warten, dass die völlig überhöhten Immobilienpreise wie eine Seifenblase platzen. Wenn es soweit ist, wird das den Immobilienmarkt erschüttern – und natürlich Auswirkungen auf die Gesellschaft haben, in der wir leben. Schon jetzt ist bezahlbarer Wohnraum für Familien, Studenten, Rentner, Menschen mit geringem Einkommen und zunehmend auch Angehörige der sogenannten Mittelschicht ein zentrales Problem geworden. Immer geht es dabei um Geld. Wie viel kostet diese Wohnung? Wer kann sich gesunde Lebensmittel leisten? Wie lege ich mein Geld fürs Alter an? Dieses Geld hat eine entscheidende Eigenschaft: Es wird zentral von Staaten ausgegeben. Das heißt, wenige politische Akteure (seien es Politiker oder Ökonomen in den Zentralbanken) entscheiden über die Geldpolitik, die unser aller tägliches Leben prägt. Fehlentscheidungen wie in Simbabwe lassen eine Volkswirtschaft innerhalb weniger Jahre in den Abgrund gleiten. Denken wir an die sogenannte Weltwirtschaftskrise nach 2008, dann wird klar: In unserer heutigen globalisierten Gesellschaft können die Auswirkungen globale sein. Nationale Zentralbanken oder Politiker

können unter Umständen die Wirtschaftsprobleme ihres Landes nicht mehr so einfach beherrschen. Simbabwe wich auf den US-Dollar aus. Doch was tun wir, wenn im Zuge einer globalen Wirtschaftskrise keine nationale Währung mehr als verlässlich gilt? Und wenn wir uns ansehen, wie stark die Schere sich öffnet zwischen kaum noch wachsendem Mehrwert, den unsere Volkswirtschaften schaffen, und der Zunahme von Schulden oder auch dem Nominalwert des im Umlauf befindlichen Geldes, dann wird klar: Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir mit den Möglichkeiten unseres Geldes, eine stabile Wirtschaftsleistung zu garantieren, ans Ende gelangen. Und damit kommen wir zu der spannenden Frage: Was kommt nach dem Geld?

15

Das weiß natürlich niemand, die Zukunft ist (noch) offen, aber wir haben Gestaltungsfreiräume. Doch wer nutzt sie? Zurzeit ist einer der vielen Akteure, die zukunftsorientiert denken – Facebook. Facebook hat das Libra-Projekt angestoßen. Es geht um ein digitales Zahlungsinstrument, das sich zunächst an die Menschen wendet, die kein eigenes Bankkonto haben. Und das betrifft nach Facebooks Aussage rund ein Drittel der Menschheit! Während die Kryptowährung Bitcoin starken Kursschwankungen unterliegt und somit nicht für den täglichen Gebrauch geeignet ist, garantiert Libra einen Gegenwert in hinterlegtem (nationalen) Geld. Ist Libra also nicht doch Geld im herkömmlichen Sinn? Einerseits mag es als Digitalwährung mit Kopplung an staatliches Geld die Geldwirtschaft nicht abschaffen. Aber es bietet einen ersten Schritt hin zu Veränderung und bietet ein alternatives »Ökosystem« an, in dem man unkompliziert, gratis und schnell Überweisungen tätigt. Andere Akteure haben darauf reagiert. China arbeitet unter Hochdruck an einer Digitalwährung, die weiterhin staatlich kontrolliert ist, aber in ihren Funktionen über das bisherige Geld hinaus-

weist. Mit Bargeld zahlt im Reich der Mitte ohnehin kaum noch jemand.

16 Facebooks Libra wird nicht gleich die Welt verändern, aber es baut Druck auf. Und es gibt genau zwei Möglichkeiten, wie Staaten reagieren können: repressiv oder offen. Die USA etwa setzten die Finanzmarktregulierungsmaschinerie in Gang. Facebook passte seine Pläne an und änderte das Konzept von Libra als Facebook-eigener Währung hin zu einem global zugänglichen Blockchain-basierten Währungssystem. Blockchain-basiert meint vor allem: ohne Kontrolle durch eine zentrale Verwaltung und mit dokumentierten, nicht manipulierbaren Prozessen. Facebook selbst versteht seinen Ansatz als komplementär, Libra will nationale Währungen ergänzen, (noch) nicht ersetzen. Die Hoffnung dürfte allerdings sein, dass Libra sich eines Tages bei Milliarden von Menschen schlichtweg als die einfachere, bequemere, vielleicht auch verlässlichere, schlicht als die bessere Alternative durchsetzt. Wir erleben hier zum ersten Mal einen möglicherweise erfolgreichen Ansatz, das staatliche Geldmonopol aufzuweichen. Für die Menschen der kommenden Generationen könnten Euro, Dollar oder Pfund nur noch eine von vielen Formen des Bezahls sein. Aber denkt ein solcher Ansatz auch über das Geld hinaus?

Die Vielfalt des Angebotes an Zahlungsmöglichkeiten in Verbindung mit dem dezentralen Blockchain-Ansatz führt uns zu einer ganz anderen Art von Initiativen – nämlich solchen, die Geld als allumfassendes, die Gesellschaft strukturierendes Element ersetzen möchten. Noch nicht in allen Lebensbereichen, aber punktuell. Nicht nur in der Schweiz, auch in Deutschland und vielen anderen Ländern gibt es zahlreiche Beispiele dafür, dass zumindest im Kleinen eine andere Art des Wirtschaftens möglich ist.

Sie wissen ja: Zeit ist Geld. Dabei stimmt das in dieser plakativen Allgemeinheit eigentlich nicht. Sonst müsste man sich für Geld ja Zeit kaufen können. Aber können Sie sich von Ihrem Geld Lebenszeit hinzukaufen? Andersherum ergibt es einen Sinn: Geld ist Zeit, nämlich investierte Lebenszeit. Und dieser Gedanke ist die Grundlage für zahlreiche Tauschkreise wie zum Beispiel »Tauschen am Fluss« in Zürich. In diesem Verein können Sie Leistungen anbieten und in Anspruch nehmen. Dabei gilt die erbrachte Zeit als gleichwertig, egal ob Sie jemandem eine Stunde lang Sprachunterricht geben oder ob jemand eine Stunde lang Ihre Wohnung putzt. Eine Fototasche bekommen Sie vielleicht für vier Zeitstunden, die Sie auch auf einem Zeitkonto ansparen können. Geld braucht es nur noch für den Vereinsbeitrag.

17

Weg vom Wechsel von Eigentum gegen Geld bringt uns die Sharing Economy. Warum ein Auto besitzen, wenn Sie kaum damit fahren? Nutzen Sie Carsharing! Wieso einen teuren Hochdruckreiniger kaufen, wenn Sie nur einmal im Jahr Ihre Terrasse damit säubern möchten? Leihen Sie sich das Gerät einfach bei jemandem in Ihrer Nähe, der sich wie Sie auch in einem entsprechenden Netzwerk registriert hat.

Sie fürchten, dass Ihr Geld nicht ausreichen wird, damit Sie im Alter in Ihrem Haus bleiben oder möglichst lange selbstbestimmt wohnen können? Vermutlich leben Sie nicht mehr in der klassischen Großfamilie des 19. Jahrhunderts, wo Kinder und Enkel selbstverständlich für Sie sorgen mussten. Denken Sie um, suchen Sie sich ein Mehrgenerationenprojekt! Auch hierfür gibt es zahlreiche Initiativen. Das Stichwort ist: Solidarität.

Und das führt uns zur Solidarischen Landwirtschaft. Viele Landwirte klagen über den Preisverfall. Discounter drücken die Einkaufspreise, die Verbraucher erwarten, dass sie ihre Le-

bensmittel möglichst billig erhalten. Aber können die Erzeuger noch davon leben? Immer schlechter. Die Idee der Solidarischen Landwirtschaft ist einfach: Menschen tun sich zusammen und finanzieren einem Landwirt in ihrer Nähe ein Grundeinkommen. Damit ist der Landwirt nicht auf Gedeih und Verderb dem Funktionieren des launischen Marktes ausgeliefert. Er kann mit einer Mindestabnahme rechnen, und seine Kunden wissen, woher die Lebensmittel auf ihrem Teller stammen.

18 Denken Sie an mein Beispiel am Anfang: Ohne Strom funktioniert heute nichts mehr in unserer Welt. Auch aus diesem Sektor gibt es richtungsweisende Projekte wie zum Beispiel die vielfach ausgezeichneten Elektrizitätswerke Schönau im Schwarzwald. Aus einer Bürgerinitiative entstanden, erzeugt der Betrieb verantwortungsbewusst und zukunftsweisend Ökostrom. Es wird in Zukunft sicher immer weniger Großkonzerne geben, die anfällig sind für Schwankungen bei der Stromerzeugung und die nur gewinnmaximierend wirtschaften. In Zukunft wird es immer mehr dezentrale Stromproduzenten geben, Menschen wie Sie und ich, die bei sich auf dem Dach oder im Keller Strom produzieren und in das Stromnetz einspeisen.

Das alles sind kleine Initiativen, die häufig regional oder sogar nur lokal funktionieren. Aber ihnen ist eines gemeinsam: Es sind Bewegungen, die von unten entstehen und dezentral organisiert sind. Ihren Ursprung haben sie im Versagen des Staats. Entweder weil dieser nicht seiner Aufgabe nachkommt, benötigte Leistungen zu erbringen (im Alter bezahlbar selbstbestimmt zu leben) oder falsche Richtungen vorgibt (in der Lebensmittelproduktion allein den Markt bestimmen zu lassen, welchen Marktwert Nahrungsmittel haben).

In Kombination mit moderner Technik haben solche Ansätze der Blockchain Auftrieb beschert. In einer Blockchain, also

einer sich kontinuierlich erweiternden Liste von Datensätzen, kann man beispielsweise die erzeugten Werte innerhalb einer kompletten Lieferkette abspeichern. In dieser nachträglich oder zentral nicht manipulierbaren Transaktionshistorie lassen sich dann Herkunftsnachweise von Gütern kontrollieren. Dahinter steht ein (gesundes) Misstrauen gegenüber Zentralgewalten.

Vielleicht sehen wir eines Tages eine Weltwirtschaft, die viel stärker von kleineren Initiativen geprägt ist als heute, wo wenige übermächtige Global Player unsere Welt noch dominieren. Alle diese Graswurzelprojekte sind wie kleine Rinnsale, die sich früher oder später zu einem Fluss vereinigen, der in der Lage sein könnte, die Menschheit mit den lebensnotwendigen Elementen zu versorgen.

19

Das klingt gut, finden Sie? Ich auch! Aber ganz so einfach wird es wohl nicht werden. Machen wir ein Gedanken-spiel. Es gibt eines Tages überall auf der Welt Initiativen wie Libra, die alternative, nichtstaatliche Zahlungsmöglichkeiten anbieten. Es gibt Formen der Selbstversorgung, bei denen die Versorgung mit lebensnotwendigen Dingen im Vordergrund steht, auch wenn diese nicht mit Geld, sondern beispielsweise mit Arbeitszeit als Gegenleistung bezahlt wird. Steuerfrei versteht sich. Wenn wir also weltweit solche alternativen Modelle realisieren, heißt das für die Staaten, dass sie enorme finanzielle Verluste erleiden werden. Ein Blick auf den deutschen Haushalt offenbart das Dilemma. Sehen wir uns das abgeschlossene Haushaltsjahr 2019 auf www.bundeshaushalt.de an:

Die Einnahmen speisten sich fast ausschließlich aus Steuern (96%). Diese bestanden etwa zur Hälfte aus Umsatz- und Lohnsteuer, das heißt: vor allem aus einer Besteuerung von Gewerbe und Arbeitnehmern. Wenn nun diese Bereiche nur noch teilweise besteuert werden können, weil immer mehr Ar-

20 beitskraft in alternative, steuerfreie Modelle investiert wird, dann sinken die Einnahmen des Staates dramatisch. Was ist die Folge? Werfen wir einen Blick darauf, wofür Deutschland diese Einnahmen eingesetzt hat: Allein 40,8 % entfielen auf den Bereich Arbeit und Soziales, also Grundsicherung im Alter und Rentenversicherung, gefolgt vom Verteidigungsministerium (12,1 %) sowie Infrastruktur und Digitales (8,2 %). Aber natürlich auch Bildung und Forschung (5,1 %) und Gesundheit (4,3 %) sind wichtige Posten. Zu Recht erwarten die Bürgerinnen und Bürger, dass der Staat in diesen Bereichen Sicherheit bietet, das ist seine hoheitliche Aufgabe. Aber was tun, wenn er das nicht mehr kann, weil die Einnahmen zurückgehen? Die meisten der Bedürfnisse werden bestehen bleiben. Eine Sicherung im Alter oder bei Unfall ist ebenso nötig wie Investitionen in die Bildung der kommenden Generationen.

Soll der Staat seinen Handlungsspielraum also doch durch restriktives Vorgehen schützen? Wir haben gesehen, dass dies langfristig Innovationen hemmen wird und nicht zukunftsweisend ist. Möglicherweise werden die staatlichen Strukturen irgendwann kaum mehr die Möglichkeit haben, alternative Ansätze zu verbieten, selbst wenn sie wollten. Andererseits wird die Zukunft zeigen, ob heutige hoheitliche Aufgaben wie Altersversorgung, Stromversorgung, Krankenversicherung und Geldausgabe eines Tages durch private Initiativen und Zusammenschlüsse von Bürgerinnen und Bürgern ersetzt oder (in einer Übergangszeit) ergänzt werden. Die Staaten werden umdenken müssen, wir werden umdenken müssen. Wie? Ich hoffe, ich enttäusche Sie nicht, wenn ich bekenne: Ich weiß es nicht. Wir müssen darüber nachdenken. Wir müssen darüber sprechen und es ausprobieren. Wir müssen offen an diese Fragen herangehen.

Denn wie ich eingangs sagte: Für mich ist es keine Frage, ob wir eines Tages in einer Gesellschaft ohne Geld leben. Für mich ist die Frage, auf die wir eine Antwort brauchen, wie die postmonetäre Gesellschaft aussehen wird und wie wir es schaffen, den Übergang von dem einen System in das andere möglichst friedlich zu gestalten. Wenn es zu einem Crash kommt, kann sehr schnell alles zu Ende sein. Aber eine Weltwirtschaft wieder hochzufahren wäre ein langwieriger, mühsamer und äußerst schmerzhafter Prozess. Es lohnt sich, frühzeitig Alternativen zu entwickeln.

21

Empfehlungen des Autors

Die Billion-Dollar-Krise (Film, 31 Minuten): <https://vimeo.com/73372115/d75424c254>

Bundeshaushalt: <https://www.bundeshaushalt.de>

Wright, Craig: Satoshi's Vision. The Art of Bitcoin. Independently published, 2019.

Anmerkungen

1 Siehe <https://nach-dem-Geld.de>.

ESKE BOCKELMANN

Geld oder Lerche

Über die *Conditio sine qua non*
eines glücklichen Fortbestands dieser Welt

23

Ich habe mich vor Kurzem einer Vogelwanderung angeschlossen. Sehr früh, beim ersten Dämmerchein des Morgens, traf man sich ein Stück außerhalb der Stadt, in der ich wohne, an einer Brücke, unter welcher der nicht sehr große Fluss aus dieser nicht sehr großen Stadt hinaus ins Land fließt. Es waren knapp zwei Dutzend Interessierte, die sich unter der Führung eines Kundigen aufmachten, um die Rufe, das Zwitschern und die Gesänge der gefiederten Bewohner dieser Gegend zu vernehmen und erläutert zu bekommen. Wir folgten einem Weg durch den schmalen Baumbestand, der das Flüsschen säumt, und waren alsbald umgeben von den Rufern hier und den Sängern da. Ich staunte, wie häufig sich unter den nur wenigen unterschiedlichen Arten, die hier leben, ein Vogel mit dem seltsam zusammengefügt Namen Mönchsgrasmücke hören ließ. Zu sehen waren die kunstvoll Tirilierenden kaum einmal, umso größer dann unser Glück, wenn wir doch auf einem Ast das zu einer kraftvollen Stimme gehörige Körperlein entdeckten und es in der gespannten Hoffnung betrachten konnten, das schöne Wesen möge in seinem Eifer noch eine Weile dort verharren.

Schließlich machte der Ornithologe, der uns leitete, einen kurzen Halt, um zu erklären, weshalb wir die Exkursion zwischen den Bäumen am Flussufer abhielten und abhalten mussten. Und um seiner Erklärung Nachdruck zu verleihen, führte er uns über einen Seitenweg aus dem Baumstreifen hinaus auf dessen flussabgewandte Seite, wo sich nach wenigen Metern die offenen Felder dehnen. Wieder lauschten wir, wieder warteten wir auf die Klänge, die wir uns von der frühmorgendlichen Wanderung versprochen hatten. Ja, wir warteten. Aber zu hören war tatsächlich nichts. Einige ferne Motoren, aber kein Vogel, kein einziger Vogel. Die Felder lagen stumm. Kein Gesang, buchstäblich nichts. Keine Feldlerche, kein anderer Vogel des Feldes. Es gibt sie nicht mehr.

»Es war die Nachtigall und nicht die Lerche, die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.«: Glückliche die Zeit, in der noch fraglich war, welche der beiden das Ohr mit süßer Harmonie erfüllt hatte. Heute muss es heißen: »Es war einmal die Lerche ...« Allein das wäre für mich Grund genug, das Geld abzuschaffen. Das Wirtschaften mit Geld hat die Lerchen abgeschafft – und dabei wird es bleiben, nein, mehr noch, in diesem verkehrten Sinn wird es weitergehen und wird es noch sehr viel weiter gehen, wenn kein Eingreifen die Richtung endlich umkehrt. Statt das Geld weiterhin die Schönheiten dieser Welt abschaffen und vernichten zu lassen, heisst es, diese Abschaffung gegen das Geld selbst zu richten. Tun wir dem Geld an, was es uns sonst weiter zwingt der Welt anzutun! Dem Geld würden wir mit seinem feierlichen Ende keinen Schmerz zufügen, denn Geld lebt nicht und empfindet nichts. Der Welt und uns bereiten wir dagegen tausend- und abertausendfache Schmerzen, wenn wir dasjenige Ende, welches das Geld über die Lerchen verhängt, dem Geld ersparen. Geld oder Lerche – ich wüsste zu wählen!

Nein, ausgestorben sind die Lerchen noch nicht. Kann das beruhigen? Um andere Tierarten ist es bereits geschehen, mit unzähligen von ihnen ist es endgültig vorbei. Jedes der jüngsten Jahrzehnte hat die Reihen jeweils noch schlimmer gelichtet als das vorangehende. Und jeder von uns kann wissen, dass sich dieses Artensterben fortsetzen wird und wie sehr diese Fortsetzung auch die Menschen bedroht. Gleichwohl wird es und muss es damit weitergehen – so lange, wie der *Grund* dafür weiterbesteht. Und der ist kein Asteroideneinschlag, wie er möglicherweise die Saurier ausgerottet hat, sondern dieser Grund ist das Geld. Dieser Grund ist die Tatsache, dass wir von Geld leben, es ist das Geld als Einrichtung, als System, als das Prinzip einer Wirtschaft, die auf Geld basiert, und daher, ob wir wollen oder nicht, zum ersten und letzten Ziel das Geld haben *muss*: Geld, das als solches, allein insofern es Geld ist, die Menschen, die von ihm zu leben haben, zwingt, dieses Geld unablässig mit Geldgewinnen, also mit einem Mehr an Geld, zu erwirtschaften. Unter diesem Diktat des Geldes sind Menschen deshalb zum Beispiel gezwungen, das Land so zu bebauen, dass es nicht etwa genug Nahrungsmittel, sondern dass es genug und zunehmend Geld abwirft. Dafür müssen alle Kosten, insbesondere für Menschen als »Arbeitskräfte«, die mit Geld zu bezahlen sind, unter allen Umständen gesenkt und muss der Ertrag, der sich gegen Geld verkaufen lässt, unter allen Umständen gesteigert werden. Also müssen Pflanzen massenweise zu Unkraut erklärt und flächendeckend durch Gift vernichtet, statt, wenn schon, durch viele Hände entfernt werden. Also dürfen keine Hecken und weder Baum noch Strauch die ausgedehnten und eintönigen Feldflächen unterbrechen und ihre maschinelle Bearbeitung behindern. Also müssen schwere Traktoren und Ernteroboter den Böden schaden, müssen Dieselmotoren der Luft

und Allem schaden, was atmet, und schaden ausgesuchte Zusatzstoffe den Pflanzen, den Tieren und Allen, die sie als Nahrung zu sich nehmen. Und so, ganz nebenbei, werden den Vögeln die Insekten genommen, die das Gift nicht überleben, wird ihnen der Lebensraum genommen, in dem sie selbst überleben könnten, und werden sie noch auf manch andere Weise wie etwa durch die Kollateral-Verstümmelung beim Ernten zu Tod und Aussterben verdammt.

26 Dass dies und dergleichen so nicht sein und so nicht weitergehen darf, wissen wir. Viele sprechen es öffentlich mahnend an oder rufen gar mit aller Dringlichkeit dazu auf, hier und dort und dort und hier endlich und grundsätzlich etwas zu ändern. Nur: Wen rufen sie dazu auf? Wer ist es, der da erst noch gemahnt werden muss? Wer macht da etwas falsch, nur weil ihm noch niemand erklärt hätte, dass es falsch ist? Die Bauern, die zu gierig sind? Die Ämter, die zu bürokratisch sind? Sind es die Politiker, denen man bloß eines jener Bilder vorlegen müsste, auf dem der blaue Planet von schützenden Händen gehalten wird, damit sie sogleich die richtigen Gesetze beschließen? Oder sind es schlicht wir, »die Menschen«, die nur endlich etwas vom nötigen Umweltschutz hören müssten, und schon würden sie ihn umsetzen? Nein. Wir haben vielmehr alle schon zehntausende Male davon gehört, und trotzdem wurde nichts davon umgesetzt – oder nur so viel, dass allein seit Einführung der Umweltministerien eben doch mehr Tierarten ausgelöscht wurden als – von Asteroideneinschlägen einmal abgesehen – je zuvor.

Sind die Menschen also einfach nur zu dumm, weil sie nicht tun, wovon sie wissen, dass es zu tun wäre? Oder sind die Menschen, noch einfacher, schlichtweg »schlecht«? Nein, sie sind weder das eine noch das andere. Wenn sie heute etwa

die Böden so bearbeiten, wie es nicht gut ist, haben sie Grund, so zu handeln, nicht guten, aber zwingenden Grund. Wenn sie heute so produzieren, dass das Klima lebensgefährlich aufgeheizt wird, dann nicht deshalb, weil sie nun einmal Menschen sind und solche Zerstörung der Welt schlicht zum »Anthropozän« gehören und sich damit als »menschlich« erklären würde. Sondern: So produzieren Menschen deshalb, weil sie unter der Herrschaft des Geldes systematisch dazu gezwungen sind. Das Wort vom »Erdzerstörer Mensch« gilt nicht von »dem« Menschen, sondern es gilt nur von dieser Subspezies: den *Menschen unter dem Zwang des Geldes*. Nicht »Anthropozän« sollte die Ära der Erdzerstörung durch Menschen heißen, sondern »Mone-tosaeculum«. Als System und Einrichtung zwingt das Geld die Menschen, die davon leben, unablässig zu eben diesem Geld zu kommen, indem sie eingesetztes Geld zu mehr Geld machen und dafür die Welt mehr und mehr als Ware vernutzen müssen. Geld zwingt die Menschen mit rechnerischer Stupidität dazu, die Welt genauso brutal zu behandeln, wie diese Welt heute behandelt wird – mit Grund, mit rechnerisch nachweisbar zwingendem Grund.

27

Das haben wir alle täglich vor Augen, das wissen die Menschen. Und doch darf es offenbar niemand aussprechen – so weit geht dieser Zwang des Geldes. Denn wer es ausspricht, wird entweder giftig niedergemacht oder, schlimmer noch, bloß mitleidig belächelt und übergangen. Die Welt ist zwar voll von den Bekenntnissen, dass »die Wirtschaft« angekurbelt werden und dass sie es zu »Wachstum«, nämlich zu Geld-Wachstum bringen muss. Aber sobald jemand auf dieses Muss hinweist und es als den Zwang erklärt, der es ist, will niemand mehr davon wissen. Wie, die Wirtschaft wäre gezwungen zu »wachsen«, also aus Geld mehr Geld zu machen? Aber woher denn!

Wir könnten jederzeit und ohne Weiteres von diesem Wachstum lassen, zu dem uns rein gar nichts zwänge – so heißt es dann. Das wirtschaftliche Wachstum wäre zwar eine »Droge«, aber *nur* eine Droge, es wäre ein »Wahn«, und die Menschen müssten bloß nicht so gierig sein! Schließlich leben wir in einer pluralistischen Gesellschaft, wir leben in einer Demokratie, folglich *darf* es unter Menschen ganz einfach keinen Zwang geben, über den sie nicht selbst entscheiden könnten. Und wer ihn dennoch feststellt, der vergeht sich – es kann nicht anders sein – an unseren demokratisch-pluralistischen Grundwerten.

28 Von dem Zwang, der im Geld liegt, dürfen wir nichts wissen, weil es eine Schande wäre, wenn es ihn gäbe, und deshalb auch eine Schande, an dergleichen zu glauben. So lautet die Nötigung zur Blindheit.

Niemand wird abstreiten, dass es in unserer Wirtschaft Unternehmen geben muss und dass diese Unternehmen grundsätzlich Gewinne machen müssen: dass sie auf eine Weise zu wirtschaften haben, die sie Geld kostet und ihnen deshalb *mehr* als dieses Geld einbringen muss. Doch zugleich streitet jeder genau das ab und behauptet stracks das Gegenteil: Wir könnten mit Geld sehr gut auch ohne dessen Wachstum und Vermehrung wirtschaften. Ganz selbstverständlich wird damit unterstellt, Unternehmen seien gar nicht auf Geldgewinne angewiesen, sondern könnten genauso gut auch ohne Gewinn oder gar mit Verlust arbeiten, was uns so ganz einfach vom Wachstum wegkommen ließe. Ein Unternehmen jedoch, das zwar mit Geld, aber nicht mit Gewinnen an Geld wirtschaftet, geht, wie jeder weiß, bankrott. Und so müsste ebenfalls jeder wissen, dass eine ganze Wirtschaft, die mit Geld funktioniert, genauso wenig ohne Geldgewinne funktionieren kann, folglich nicht ohne die Vermehrung und das »Wachstum« von

Geld. Wenn eine Geld-Wirtschaft, wie es die unsere ist, mit Verlusten oder auch nur mit nicht ausreichenden Gewinnen arbeitet, dann – haben wir das nicht vor Augen? – stürzt sie in die Krise. Und was braucht eine solche Wirtschaft in der Krise? Na? Überraschung: Sie braucht *Geld*, sie braucht *mehr* Geld, sie braucht *zusätzliches* Geld, das deshalb auch wirklich *mehr* und *zusätzlich* geschaffen wird. Kennen wir diese Wirklichkeit nicht? In diesen Tagen sind es allein für Teil-Europa rund zweimal 1 000 000 000 000 Euro, weil ein paar Monate lang Verluste angefallen sind. Ist das eine Wirtschaft ohne Wachstumszwang? Eine Wirtschaft mit Geld, die nicht *mehr* Geld erfordern würde? Wer kann so etwas glauben? Dürfen wir uns, weil wir den Zwang des Geldes zu seiner Vermehrung nicht mögen, den verderblichen Luxus leisten, ihn nicht sehen zu wollen?

29

Geld zwingt zu Wachstum an Geld, sonst funktioniert es nicht, sonst funktioniert eine Wirtschaft mit Geld nicht, sondern verfällt sie und führt zu Not. Umgekehrt: Wenn sie funktioniert und damit sie funktioniert, erzwingt sie für die benötigte Erwirtschaftung von Geldgewinnen einen Zugriff auf diese Welt, auf all ihre Güter und auf all ihr Gutes, der diese Welt zerrüttet – ja, um Himmels willen, das sehen wir doch: der diese Welt zerrüttet! Und so führt dieselbe, auf Geld basierte und vom Geld bestimmte Wirtschaft, selbst wo sie gedeiht, zu Not und Verderb. Sie kennt zwar noch in den heftigsten Krisen auch ihre Gewinner, so dass heute Einzelne über ein privates Geldvermögen verfügen, das reichen würde, um die halbe Welt zu kaufen. Aber auch sie könnten diese Hälfte dadurch nicht ausnehmen von jener Welt, die *als Ganzes* bedroht ist.

Als Ganzes bedroht ist sie allein etwa durch die Aufheizung des Klimas. Auch die hat einen durchaus bekannten Grund, der in Zeiten wie der gegenwärtigen Krise mit geradezu auf-

reizender Offenheit ausgesprochen wird. Denn trotz der weltweit vielen Billionen, die derzeit für den Ausfall von Gewinnen eintreten müssen und zur Ankurbelung von Konsum und Wirtschaft dienen sollen, gilt: Die notwendige Rücksicht auf das Klima sei »schlichtweg nicht finanzierbar«. So wird ein Zuständiger offiziell in den Nachrichten zitiert – und kein Aufschrei der Empörung ist zu hören. Und zwar deshalb nicht, weil der Zitierte Recht hat: Es ist so, wie er sagt. Mit Geld auf eine Weise zu wirtschaften, die dem Klima die Aufheizung ersparen würde, geht finanziell nicht. Es würde Kosten verursachen, die sich mit dem Zwang, unter Konkurrenzdruck zu Gewinnen zu kommen, »schlichtweg« nicht vertragen. Würde man den Unternehmen, der »Wirtschaft« also, diese Kosten aufbürden, kämen sie nicht zu genügend Gewinnen und könnten einpacken. Würde aber vollends der Staat diese Kosten übernehmen, könnte auch er das lediglich mit Geld tun, das irgendwann doch seine »Wirtschaft« erwirtschaften müsste, mit Gewinnen, die ... siehe oben.

Das wird zwar ausgesprochen, aber zugleich darf es keinesfalls so ausgesprochen werden. Statt diese schlichte Wahrheit über das Geld zu erkennen, zwingen wir uns heute weiterhin, an das Gegenteil zu glauben: »Warum nicht beherzt der Wirtschaft Vorgaben gegen den Klimawandel machen?« So fragt einer, der nichts wissen will, weil er von vornherein weiß. Er stellt eine bloß rhetorische Frage, die den Vorteil hat, ihre Antwort bereits fertig mitzuliefern, und die lautet in diesem Fall: *Es gibt keinen Grund*, der Wirtschaft die nötigen Vorgaben zu ersparen. Und so erspart man sich mit einer rhetorischen die ernste Frage, aus welchem Grund der Wirtschaft in Wirklichkeit eben *nicht* beherzt Vorgaben gegen den Klimawandel gemacht werden. Sind die Staaten dafür zu schwach? Nein, sie

vermögen es ja sogar, ihrer Wirtschaft Verluste zu verordnen, wenn die höhere Gewalt eines Virus es verlangt. Andererseits steht fest, dass Staaten, die mit Geld wirtschaften, nur so stark sind wie ihre Wirtschaft. Die Staaten hängen von ihrer Wirtschaft ab, sie alimentieren sich aus den Steuergeldern, die ihre Wirtschaft abwirft, und brauchen den Konkurrenzserfolg ihrer Wirtschaft, für den sie alles, alles tun müssen, damit ihr Geld etwas gilt in der Welt. Kein Staat kann es sich leisten, seiner Wirtschaft Vorgaben zu machen, die nicht finanzierbar sind, das heißt, die sich nicht mit der Erwirtschaftung von Gewinnen vertragen. Das ist der Grund, weshalb Staaten, ohne sich selbst zu schaden, keinesfalls den Zwang zum Gewinne Machen aufheben können – solange sie nicht mitsamt diesem Zwang das Geld aufheben.

31

Die empörende Logik, dass die Zerstörungen durch den Klimawandel unabwendbar, weil anders nicht finanzierbar sind, es ist die Logik des Geldes: eine Logik, nach der es vernünftig ist, diese Zerstörung zu betreiben, vernünftig und realistisch, aller Anstrengungen wert und jede Unmenschlichkeit und jeden Widersinn rechtfertigend. Die Zerstörung zu beenden wäre zwar auch wirtschaftlich von Vorteil, aber von weit aus geringerem, von zu geringem, um die Gewinne zu ermöglichen, zu denen diese Logik zwingt. Deshalb sind sich zwar alle einig, auch ohne dass noch jemand mahnen, drängen und aufklären müsste: Der Staat und seine Behörden, die Bauern und das verarbeitende Gewerbe, alle, alle wollen zum Beispiel die Agrarwende und wissen, wie sie gehen würde, und wären sofort bereit, sie umzusetzen. Aber man weiß einfach nicht, wer dafür zahlen soll, damit es sich rechnet und finanzierbar wird – da eben alles in Geld gerechnet und finanziert werden muss. Also unterbleibt die Agrarwende. Eine Verkehrswende

steht an, alle sehen ihre Notwendigkeit. Aber bei einer Schlüsselindustrie wie dem Autobau dürfen keinesfalls die Absatzzahlen sinken, damit diese Industrie für sich und für den Staat und letztlich für uns alle genug an Gewinnen einfährt. Also unterbleibt die Verkehrswende. Die Wende im Gesundheitswesen – unterbleibt. Zum Beispiel weisen die Apotheken, als es an ihre Gewinne geht, in einem Flyer auf folgendes hin: »Lieferengpässe bei Medikamenten treten in letzter Zeit gehäuft auf«, obwohl sie nach allgemeiner Überzeugung besser nicht vorkommen sollten. Aber sie müssen sein, »weil viele Wirkstoffe aus Kostengründen inzwischen nur noch von wenigen Unternehmen im Ausland produziert werden«, die dann nicht regelmäßig alle Welt beliefern können. »Speziell in Deutschland sind Lieferengpässe auch auf die Rabattverträge zurückzuführen: Krankenkassen schreiben jedes Jahr Wirkstoffe aus, und nur die günstigsten Anbieter erhalten den Zuschlag. Unternehmen, die den Zuschlag nicht bekommen, steigen häufig aus der Produktion aus, da alles andere unwirtschaftlich wäre.« Die Konsequenzen sind zwar klar, sind ungut, aber unumgänglich, weil Wirtschaftlichkeit und Kostengründe nun einmal gute, ja, die besten und letztentscheidenden Gründe sind, wenn es irgendwo mit Geld zugeht. Der wirtschaftlich hoch erfolgreiche Fleischfabrikant Tönnies hat Pech, als Arbeiter in seinen Anlagen ein Virus aufschnappen, dem gerade besonderes Augenmerk gilt, und deswegen öffentlich darüber nachgedacht wird, wie bestialisch er Leute halten lässt: aus Kostengründen, damit sie zu den gewünschten Geld-Gewinnen aus Fleisch beitragen. Für eine Weile werden ihm daraufhin Auflagen angedroht und hat er eine schlechte Presse, deretwegen Herr Tönnies die Welt nicht mehr versteht. Schließlich habe er sich in allem »an Recht und Ordnung« gehalten, so sagt er

völlig zu Recht. Wirklich, er hat gegen kein Gesetz verstoßen, denn ebenso wirklich folgen der Staat und seine Gesetze aus einem Grund, den mancher nicht kennen will, exakt demjenigen höheren Interesse, dem der Unternehmer mit der behördlicherseits wohlbekanntem Misshandlung von Menschen gehorcht und gehorchen soll. Zur gleichen Zeit hat ein kühner Antrag der Grünen auf Gesetzesänderung nach rund zwanzig Jahren endlich das Glück, ernsthaft im deutschen Parlament diskutiert zu werden: Die Frage, die da von vernünftigen Menschen noch einmal verantwortungsvoll nach Pro und Contra abgewogen wird, betrifft die Haltung von Schweinen und die Entscheidung, ob ihre Haltekäfige in Zukunft allen Ernstes so erweitert werden sollen, dass eine Muttersau im Liegen neuerdings die Beine ausstrecken kann. Dass sie es, bis zur völligen Unbeweglichkeit eingepfercht, derzeit nicht kann, hat seinen Grund, und dass das Ausstrecken der Beine das Höchste ist, was einem Tier möglicherweise und nur gegen den Protest anständiger Liberaler zugestanden werden kann, hat denselben Grund. Und bitte, dieser Grund sind nicht etwa, wie es so gerne heißt, die Verbraucher, die billiges Fleisch haben wollen. Fragen wir doch bitte weiter, statt jedes Mal an genau der Stelle abzubrechen, wo sich die Frage auf und gegen das Geld richten müsste. Verbraucher wollen, so wie alles, auch ihr Fleisch billig haben, ja, und warum? Weil sie auf den Preis schauen *müssen*. Und warum müssen sie auf den Preis schauen? Gibt es dafür etwa einen Grund? Ja. Weil Fleisch wie so manches andere überhaupt seinen Preis hat, auf den jeder Verbraucher schauen und mittels dessen um ihn konkurriert werden *muss*. Und Fleisch wiederum *muss* diesen seinen in Geld berechneten Preis haben in einer Wirtschaft, die grundsätzlich alles, was sie betrifft, in Geld berechnet. Sie muss alles das *in Geld* berech-

nen, solange sie überhaupt *mit Geld* umgeht. Nur dann also, wenn es ohne Geld ginge –

»Was? Ohne Geld? Geht doch gar nicht!« Aber die Zerrüttung der Welt – die »geht«? Die muss sein, weil es ohne Geld nicht geht? Nun, ich kenne Leute, die das besser wissen und die es besser beschreiben könnten, als ich es kann. Aber auch angenommen, noch niemand wäre in der Lage zu sagen, *wie*: Dürfen wir darauf beharren, *dass* es ohne Geld nicht geht, wenn es mit Geld so geht, wie es geht?

Geld oder Lerchen – ich finde, wir haben gar keine Wahl.

Gestaltungs- und Transformationsprozesse zukunftsfähigen sorgenden Versorgens

Die Covid-19-Pandemie hat für alle sichtbar gemacht, worauf 35
Feminist*innen und Feministische Ökonom*innen schon lange
hinweisen: Unser gesamtes Wirtschafts- und Gesellschaftssystem
basiert auf der Sphäre der sozialen Reproduktion, auf bezahlter
und unbezahlter Sorge- und Versorgungsarbeit. Während viele
Menschen in Zeiten der Pandemie ihrer Lohnarbeit nicht mehr
oder nur in eingeschränktem Maße bzw. vom Heimarbeitsplatz
aus nachgehen können, waren im Gesundheitssektor oder im
Einzelhandel Beschäftigte in Zwölf-Stunden-Schichten und mit
Urlaubssperre praktisch rund um die Uhr für die Aufrechterhaltung
unseres Versorgungssystems im Einsatz.

In den letzten Jahrzehnten wurde das Gesundheitswesen an
vielen Stellen privatisiert und/oder durch Sparmaßnahmen zu
starken Abstrichen gezwungen – in anderen Ländern (z. B. in
Italien und Griechenland) durch die europäische Austeritätspolitik
noch deutlich mehr als in Deutschland. In Zeiten der Pandemie
kostet diese Politik Leben. Dabei sind Frauen – insbesondere
migrantische Frauen, wie sie vielfach im deutschen Pflegesystem
eingesetzt werden, um Sorgelücken zu schließen – auch außerhalb
des Gesundheitswesens von der Austeritätspolitik überproportional
stark betroffen. Unbezahlte Sorgear-

beit und deren geschlechterungerechte Verteilung, die sich in Zeiten von Homeoffice und Homeschooling nachweislich zuspitzt, bleibt in den derzeitigen Diskussionen um die Aufrechterhaltung des Versorgungssystems weiterhin unsichtbar. Deswegen stellt sich in der aktuellen Krisenökonomie die Frage: »Lieber Geld abschaffen oder lieber anders damit umgehen?« nur bedingt, sind die Mitglieder der Gesellschaft doch immer schon in das Bestehende hineingeworfen.

36 Vor diesem Hintergrund werden nun Verlagerungsprozesse zwischen bezahlter und unbezahlter Ökonomie benannt und auf ihre geschlechtsspezifischen Auswirkungen geprüft. Doch was kommt nach der Krise, welche Gestaltungs- und Transformationsprozesse lassen sich anstoßen und wie sehen zukunftsfähige Strukturen sorgenden Versorgens aus? Wie wir im letzten Abschnitt zeigen, ist die Frage nach dem Umgang mit Geld eine Strukturierungsmethode, um das zukunftsfähige Weiterdenken des bestehenden Versorgungssystems von einer zukunftsfähigen Neugestaltung des Versorgungssystems zu unterscheiden. Wir möchten herausfinden, wie ein zukunftsfähiges und geschlechtergerechtes Versorgungssystem aussieht und welche Gestaltungsprozesse dafür erforderlich sind.

Wirtschaften in Krisenzeiten

Während des Lockdowns war in vielen Bereichen das Wirtschaften nur eingeschränkt möglich und doch wurde und wird auch in Zeiten der Pandemie in ähnlichem Umfang gewirtschaftet, wenn auch an anderen Orten. Wir nennen diese Art des Wirtschaftens *Krisenökonomie*. Was macht dieses Wirtschaften in Krisenzeiten konkret aus? Zum einen sind es die extrem starken Einschränkungen des üblichen Geschäftslebens, die dazu führen, dass die überlebensnotwendigen Dinge verstärkt (wie-

der) selbst gemacht und erbracht werden müssen. Zum anderen wurden umfangreiche Hilfspakete geschnürt und Kreditprogramme aufgelegt, die die Wirtschaft, wie sie vor der Krise war, wieder zum Laufen bringen sollen, meist ohne deren Zukunftsfähigkeit und Geschlechtergerechtigkeit zu hinterfragen. Dermaßen viele Regulierungen der Marktwirtschaft hat es selbst in der Finanz- und Wirtschaftskrise 2007/08 nicht gegeben. Selbstverständlich werden viele dieser Eingriffe zurückgenommen werden. Doch es wird sichtbar, zu welchen Einschränkungen und Anstrengungen die Gesellschaft fähig ist, wenn der Anlass es erfordert und entsprechender politischer Wille vorhanden ist. Wären ähnliche Anstrengungen nicht auch in Bezug auf Klimawandel, Armut und Geschlechterungleichheiten erforderlich?

37

Die Krisenökonomie lehrt uns mehr über zukunftsfähiges Wirtschaften, als wir auf den ersten Blick erahnen. Wie in einem Brennglas zeigen die letzten Monate, welche Bereiche des Wirtschaftens für eine funktionierende Gesellschaft notwendig sind, nämlich die Bereiche der Versorgung mit Lebensmitteln, Informationen, bezahlter und unbezahlter Sorgearbeit. Dennoch korreliert die Unterscheidung von gesellschaftlich wertvoller Arbeit und sozial und/oder ökologisch schädlicher Arbeit weder mit der monetären noch mit der gesellschaftlichen Anerkennung dieser Bereiche.¹ Wir wollen analysieren, was jetzt in der Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit anders ist als vorher bzw. besser sichtbar wird. Dazu ist zu untersuchen, was in der Krisenökonomie von wem geleistet wurde und immer noch wird, wo altbekannte oder neue Mehrfachbelastungen entstanden sind, wer was freiwillig oder gezwungenermaßen übernimmt, welche Verlagerungen und Verschiebungen bewusst und welche unbewusst stattfinden.²

Für die Feministische Ökonomie ist die breite, über feministisch informierte Kreise hinausgehende diskursive Anerkennung von bezahlter Sorgearbeit im Gesundheitssektor sowie in der Lebensmittelversorgung zu Beginn der Pandemie eine Besonderheit. Darüber hinaus geht es der Feministischen Ökonomie aber stets auch um das Sichtbarmachen der unbezahlten Sorgearbeit und ihrer Bedeutung für das Aufrechterhalten des Versorgungssystems. Selbst in der Krisenökonomie bleiben die vielen Stunden unbezahlter Sorgearbeit – in vielen Fällen sogar verbunden mit einem Rückfall in überwunden geglaubte Rollenmuster – von dieser Anerkennung ausgespart. Deutlich wird einmal mehr, dass Erwerbsarbeit und unbezahlte Versorgungsarbeit nicht zu trennen sind, und dass bezahlte Arbeit grundlegend auf unbezahlte Arbeit angewiesen ist.³ Es ist erschreckend, wie wenig diese schon jahrzehntelang bekannten Erkenntnisse der Feministischen Ökonomie im gesellschaftlichen und politischen Bewusstsein angekommen sind.

Die Hauswirtschaft läuft in der Krisenökonomie nicht einfach weiter, sondern der Zeitaufwand steigt tendenziell, in einzelnen Haushaltsformen (z. B. mit Kinderbetreuung) sogar extrem stark. Aufgrund der wochenlangen Schließung von Kitas und Schulen musste und muss ggfs. auch weiterhin Kinderbetreuung zu Hause stattfinden. Der Verlagerungsprozess von Sorgearbeit aus den bezahlten Bereichen in die unbezahlte Hauswirtschaft kann als Prozess der Entmonetarisierung verstanden werden. Er ist in der Pandemie *by disaster* eingetreten und aus Sicht der Feministischen Ökonomie kritisch zu betrachten. Denn Studien haben gezeigt, dass sich die geschlechterungerechte Verteilung der Sorgearbeit in Zeiten von pandemiebedingtem Homeoffice zuspitzt. Es besteht die Gefahr der Retraditionalisierung

der Geschlechterverhältnisse und eines Rückfalls hinter schon erreichte Gleichstellungsziele.

Dieser Verlagerungsprozess bedeutet aber auch, dass wieder mehr selbst gekocht und gebacken, im Garten gearbeitet, gehandwerkelt und gebastelt wird. Solidarische Nachbar*innen-netzwerke gehen für Risikogruppen unentgeltlich einkaufen und das Nähen von Masken für andere Menschen ersetzt monetäre Markttransaktionen. Dieses Selbermachen im Haushalt kann positive Effekte haben und dabei helfen, subsistenzorientiert und damit markt- und geldunabhängiger zu wirtschaften⁴ – gleichzeitig ist jedoch die vergeschlechtlichte Dimension dieser Subsistenztätigkeiten kritisch zu reflektieren.

39

Obwohl Entmonetarisierungsprozesse in Zeiten der Pandemie also durchaus auch positive Folgen haben und obwohl sich möglicherweise durch die Unterbrechung der Normalität neue Perspektiven auf die eingeschränkte Zukunftsfähigkeit dieser »Normalität« gewinnen lassen, muss klar sein, dass eine erzwungene Verlagerung eben nicht auf emanzipatorische Zukunftspfade hoffen lässt. Problematisch zu beurteilen ist der pandemie- oder anderweitig krisenbedingte und damit nicht frei und selbst gewählte Ausgangspunkt subsistenzorientierter Tätigkeiten. Aus einer kritischen Perspektive auf ökonomische Prozesse blickend ist zwar bemerkenswert, dass im Zuge der Pandemie Maßnahmen möglich erscheinen und kurzerhand umgesetzt werden, die in anderen Kontexten, die ebenfalls bedrohlich sind (z. B. die Klimakrise), nicht einmal die Nähe der Denkbarekeit erreichen. Dabei ist aber eine mangelnde demokratische Beteiligung zu monieren, die dem Umstand der für die unmittelbare Gegenwart einmaligen Situation der Pandemie geschuldet ist. Für zukunftsfähige Gestaltungs-

und Transformationsprozesse gilt es, Lehren daraus zu ziehen und in radikal-demokratischen Entscheidungsprozessen über gewollte, zukunftsfähige Strukturen sorgenden Versorgens nachzudenken.

Zukunftsfähiger Wirtschaften in der Post-Pandemie

40 Für unsere Überlegungen zur zukunftsfähigen Gestaltung von Versorgungssystemen ist zunächst zu klären, wie wir den Begriff »zukunftsfähig« fassen. Andreas Novy, Richard Bärnthaler und Veronika Heimerl schreiben in ihrem Buch *Zukunftsfähiges Wirtschaften*, dass Wirtschaften dann zukunftsfähig ist, »wenn sich die aktuell vorherrschenden Routinen und Institutionen in Richtung Nachhaltigkeit und sozialen Zusammenhalt verändern«.⁵ Das Kriterium der Zukunftsfähigkeit bringt also Fragen sozialer Gerechtigkeit mit Fragen ökologischer Nachhaltigkeit zusammen. Es verspricht dabei kein Patentrezept, sondern ist als »Problemlösungskompetenz«⁶ zu verstehen, die durch das kritisch-reflektierte Einbeziehen verschiedener Perspektiven geschult werden kann. Die Perspektiven, die uns für die Reflexion zukunftsfähiger Strukturen sorgenden Versorgens am meisten Aufschluss geben, sind die Perspektiven der Feministischen Ökonomie auf bezahlte und unbezahlte Sorgearbeit sowie damit einhergehende geschlechtsspezifische Macht- und Herrschaftsverhältnisse, und – wenn auch an dieser Stelle weniger im Fokus – die Perspektiven der Ökologischen Ökonomie, die Wirtschaft als eingebettet in die Gesellschaft und in die natürliche Umwelt (und deren natürliche Grenzen) versteht.

Während der ökonomische Mainstream Geld als de facto neutrales Zahlungsmittel, Zählinheit und Wertaufbewahrungsmittel fasst, wird es von heterodoxen ökonomischen Theorie-

schulen wie der Ökologischen und der Feministischen Ökonomie als soziales Verhältnis begriffen. Insbesondere die Feministische Ökonomie mit ihrem Fokus auf bezahlte *und* unbezahlte Arbeit und deren Verteilung zwischen den Geschlechtern gibt Aufschluss darüber, dass Geld als soziales Verhältnis herrschaftsförmig und vergeschlechtlicht ist.

Ein zukunftsfähiges Versorgungssystem ist eines, welches erlaubt, das Ganze der Arbeit anzuerkennen und damit unbezahlte Arbeit genauso wertzuschätzen wie bezahlte Arbeit. Es ist ein Versorgungssystem, welches die Tätigkeiten aller Menschen unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Geschlecht oder gesellschaftlicher Schicht anerkennt und dabei innerhalb der ökologischen Belastungsgrenzen bleibt. Das bedeutet, dass patriarchale, rassistische, klassistische, ableistische und auf zerstörerischen gesellschaftlichen Naturverhältnissen basierende ausschließende Strukturen unseres derzeitigen Versorgungssystems erkannt werden und durch zukunftsfähige Strukturen sorgenden Versorgens ersetzt werden müssen. Diese sehen Versorgungssouveränität – und damit »die Fähigkeit jedes Menschen, sich so weit wie möglich selbst mit dem zum (guten) Leben Notwendigen zu versorgen und bei Bedarf auf die Unterstützung anderer Menschen zählen zu können«⁷ – als wichtige Zielgröße eines sozial gerechten Versorgungssystems. Sich zu fragen, wie dieses Recht auf Versorgen und Versorgtwerden bedarfs-, geschlechter- und umweltgerecht zu organisieren ist, ermutigt dabei zum kritischen Weiterdenken und Neugestalten von Versorgungssystemen. Dies scheint auch vor dem Hintergrund notwendig zu sein, dass die neuere Forschung zeigt, dass die sozial gepriesene fordistische Sozialstaatlichkeit ökologisch keinesfalls ein auf die ganze Welt übertragbares Modell ist.⁸

Transformations- und Gestaltungsprozesse: Auf dem Weg zu zukunftsfähigen Strukturen sorgenden Versorgens

42 Ausgehend von der Krisenökonomie in Folge der Pandemie konzentrieren wir uns in diesem Essay auf den Verlagerungsprozess der Entmonetarisierung. Wir nehmen die Krisenökonomie zum Anlass, um sie mit Hilfe des Kriteriums der Zukunftsfähigkeit, das neben sozialökologischer Gerechtigkeit auch Geschlechtergerechtigkeit und Versorgungssouveränität konsequent mitdenkt, auf ihre kurz- und langfristigen Transformationspotenziale hin zu untersuchen. Als grundlegende Querschnittsdimension erachten wir die demokratische Prozessgestaltung einer sorgeorientierten Gesellschaft, um zu einer unter breiter Beteiligung zustande gekommenen Willensbildung gelangen zu können.⁹ Wir wollen systembewahrende und systemverändernde Transformationsprozesse aufzeigen, also solche, die das bestehende Versorgungssystem weiterdenken, und solche, die auf seine Neugestaltung ausgerichtet sind.

Systembewahrende Reformen als zukunftsfähiges Weiterdenken des bestehenden Versorgungssystems

Beim Nachdenken über zukunftsfähige Strukturen sorgenden Versorgens, ist es wichtig zu sehen, dass wir viele kleine Schritte hin zu einer großen Transformation brauchen. Rosa Luxemburgs Ausführungen zur »revolutionären Realpolitik«¹⁰, Ernst Blochs Begriff der »konkreten Utopie«¹¹ oder Joachim Hirschs Verständnis von »radikalem Reformismus«¹² zeigen allesamt, dass Transformationsprozesse je unterschiedliche zeitliche Achsen adressieren. Dies ist angesichts jahrhundertelanger verfestigter Strukturen des Rassismus, Kolonialismus und Sexismus unter dem Dach kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse, die sich wechselwirkend auf die darin agierenden Subjekte

niederschlagen, nicht anders möglich. In Rückgriff auf Theodor W. Adornos berühmtes Zitat: »Es gibt kein richtiges Leben im Falschen«¹³, können die nachfolgenden Ausführungen derart gelesen werden, dass sie Veränderungen für ein besseres Leben im Falschen andeuten, dabei aber die Zukunftsfähigkeit und auch die Überwindung des Falschen fest im Blick behalten.

Auf dem Weg zu einem solidarisch und demokratisch organisierten Versorgungssystem ist kurzfristig darauf hinzuwirken, dass das Gesundheitssystem nicht länger einer Profitabilitätsorientierung unterworfen ist. Statt marktvermittelter Prinzipien, die Knie-OPs aus Rentabilitätsgründen fördern und kostendeckende Ausstattung am Verbrauchsminimum ausrichten, muss verstärkt wieder eine bedarfsgerechte Gesundheitsversorgung im Zentrum stehen.¹⁴ Bezahlte Sorgearbeit muss durch bessere Arbeitsbedingungen und höhere Löhne aufgewertet werden, denn – wie Mitglieder von Bündnissen »Für mehr Personal im Krankenhaus« in Zeiten der Pandemie sagen – Klatschen ist nett, aber macht nicht satt. Gewerkschaften sind wichtige Akteur*innen in diesem Kampf, der jedoch noch eng an die Prämisse »Monetäre Bewertung = soziale Anerkennung« gekoppelt ist und eher ein Weiterdenken als ein Neugestalten des Systems anregt.

Um ein zukunftsfähiges Neugestalten bestehender Versorgungssysteme zu ermöglichen, muss unbezahlte Sorgearbeit sichtbar, gesellschaftlich anerkannt und geschlechtergerecht verteilt werden. Das bedeutet nicht zuletzt zu verstehen, dass unbezahlte Sorgearbeit zeit- und arbeitsintensiv ist und dass sie kaum bzw. nur unter starken Qualitätseinbußen rationalisierbar ist. Eine Lohnarbeitszeitverkürzung für alle,¹⁵ die Entkoppelung von Lohnarbeit und Existenzsicherung, beispielsweise durch ein bedingungsloses Grundeinkommen¹⁶ oder die Vier-

in-einem-Perspektive¹⁷ können einen konzeptuellen Raum für die gesellschaftliche Aufwertung der unbezahlten Sorgearbeit und den notwendigen zeitlichen Rahmen schaffen. Durch das Schaffen von Raum und Zeit für unbezahlte Sorgearbeit können auch internationale Versorgungsabhängigkeiten verringert und die Versorgungssouveränität gestärkt werden.

44 Ein zukunftsfähiges Weiterdenken des bestehenden Versorgungssystems ist zudem nur unter Berücksichtigung aller einzunehmenden Perspektiven und aller anzuhörenden Stimmen möglich. Vor dem Hintergrund feministischer und postkolonialer Wissenschaftskritiken und Sorgedebatten heißt das, unser Verständnis von Expertise zu überdenken, epistemischen Ausschlussmechanismen gezielt entgegenzuwirken und Betroffene zu Wort kommen zu lassen. Für die Gestaltung zukunftsfähiger Versorgungssysteme besteht, wie durch die pandemiebedingte Krisenökonomie einmal mehr deutlich wurde, ein großer Bedarf nach Ausweitung der Sorge- und Versorgungsperspektive, die insbesondere die Belange Versorgender sichtbar macht und diese als Expert*innen ihrer Situation versteht.

Systemverändernde Transformationen als zukunftsfähiges Neugestalten des Versorgungssystems

Bei Transformationen geht es, etymologisch gesprochen, um eine Umwandlung, einen »Form-Wandel, eine radikale Veränderung sozialer Formen, das heißt der Art zu leben und zu wirtschaften«. ¹⁸ Für die Entwicklung sozial-ökologischer Zukunftspfade sind weite Teile des wachstums- und akkumulationsfixierten Wirtschaftsmodells eher hinderlich. Die Suche nach systemischen Alternativen erfordert eine kritische Reflexion bestehender Strukturen. Das Sichtbarmachen der Kriterien, nach denen sie gestaltet wurden, unterstützt diesen Such- und

Gestaltungsprozess. In Bezug auf die Frage nach zukunftsfähigen Strukturen sorgenden Versorgens geht es nicht (nur) um das Weiterdenken des Bestehenden, sondern um einen kreativen Prozess des Neugestaltens, in dem die Frage: Wie wollen wir leben? – oder spezifischer: Wie wollen wir versorgen und versorgt werden? – zum Gegenstand demokratisch-kollektiver Aushandlungsprozesse wird.

Ansatzpunkte für ein solch zukunftsfähiges Neugestalten sind – sowohl in der Theorie als auch in der Praxis – zahlreich: So sieht sich beispielsweise das Netzwerk Care Revolution im »Prozess einer an der Sorgearbeit ausgerichteten Transformation [zum] Aufbau einer solidarischen Gesellschaft«.¹⁹ Während Reformen oder kleine Schritte wie die bereits besprochene reale Verbesserung von Arbeitsbedingungen im Gesundheitssektor notwendige Grundvoraussetzung für die Transformation sind, ist das Fernziel eine Neugestaltung des Systems. Zeitsouveränität ist eine wichtige Zielgröße in dieser Transformation und selbstverwaltete Care-Räte, in denen Informationen und Perspektiven zur lokalen Situation des Sorgens und Versorgens erarbeitet und politisch diskutiert werden, können als Instrument zur demokratischen Verständigung über gelingende Sorgebeziehungen fungieren.²⁰ Alternativen zu bisherigen Versorgungsmodellen finden sich auch im dritten Teil des 2019 von Ulrike Knobloch herausgegebenen Sammelbandes zur *Ökonomie des Versorgens*. Dort wird in vier Beiträgen die zukunftsfähige Neugestaltung von Versorgungssystemen umrissen, wobei Subsistenz und Do-it-yourself-Aktivitäten,²¹ gemeinschaftliche Strukturen einer »Ecommony«²², eine »Commonisierung von Care«²³ und die »kommende Nachhaltigkeit«²⁴ eine zentrale Rolle spielen. Im Ernährungssektor können beispielsweise die ganz unterschiedlichen Modelle solidarischer Landwirtschaft dazu bei-

tragen, internationale Versorgungsabhängigkeiten zu verringern und eine deglobalisierte, in vielen Fällen entmonetarisierete, marktunabhängige Landwirtschaft zu fördern.

46 Diese Beispiele, von denen viele einen anderen Umgang mit Geld oder sogar geldfreies Wirtschaften anstreben, haben gemeinsam, dass sie mit der kapitalistischen Gleichsetzung von monetärer Bewertung mit sozialer Anerkennung brechen. Sie erkennen dezidiert an, dass in unserem derzeitigen Wirtschaftssystem nicht diejenigen Tätigkeiten monetär hoch im Kurs stehen, die zu einem guten Leben für alle beitragen, sondern vielmehr diejenigen, die sich als besonders dienlich für Kapitalakkumulation (und manchmal auch für das schlechte Leben) erweisen. Anstatt die in dieser neoliberalen Logik derzeit unbezahlten Tätigkeiten zu monetarisieren, suchen sie nach Alternativen, die unbezahlt und sozial anerkannt sind, es dabei erlauben, geldunabhängiger zu wirtschaften und – zumindest teilweise – geldfrei zu sorgen und zu versorgen. Das kann Prozesse einer »emanzipatorischen Entkommerzialisierung«²⁵ vormals bezahlter Sorgearbeiten beinhalten, z. B. wenn sie als Commons organisiert werden. Der Hauptunterschied zu den bereits besprochenen erzwungenen Prozessen der Entmonetarisierung in der Krisenökonomie ist, dass es dabei um Prozesse der Entmonetarisierung geht, die in Verbindung mit einer Stärkung von Subsistenz- und Commonsstrukturen stattfinden und dabei bewusst gestaltet werden sowie zukunftsfähig und erwünscht sind. Die bereits angesprochene Entkopplung von Lohnarbeit und Existenzsicherung und die Demokratisierung von Geld²⁶ sind wichtige Schritte auf diesem Weg der erwünschten Entmonetarisierung und auch Zeitvorsorgemodelle, wie die z. B. von Gernot Jochum-Müller in diesem Band vorgestellten, können

auf dem Weg zur Entmonetarisierung des sorgenden Versorgens wegweisend sein.

Ausblick

Eine zentrale Erkenntnis aus unserer kritischen Reflexion zukunftsfähiger Strukturen sorgenden Versorgens ist, dass es in der Post-Pandemie kein Zurück zur Normalität geben kann, weil diese Normalität ein Teil des Problems ist. Normalität vor der Corona-Krise hieß Pflegenotstand, grenzenloses Wachstum, Klimawandel, patriarchale Strukturen und androzentrische Denkweisen. Vielmehr ist der »strukturellen Sorglosigkeit des Kapitalismus«²⁷ eine zukunftsfähige Alternative entgegenzusetzen. Die derzeitige Krisenökonomie lehrt uns, welches Wirtschaften weltweit möglich und nötig ist. Dabei geht es weniger darum, Geld abzuschaffen oder anders mit Geld umzugehen, sondern um eine Offenlegung der vielfältigen Verlagerungen und der damit verbundenen Erwartung, es werde schon jemand die Aufgaben unbezahlt übernehmen. Anstatt einer Rückkehr zur Normalität ist im Sinne revolutionärer Realpolitik in kleinen und großen Schritten eine zukunftsfähige Weltwirtschaftsordnung zu gestalten. Entmonetarisierung *by design, not by disaster* kann ein wichtiger Schritt sein, um zukunftsfähiger zu wirtschaften. Wichtig ist jedoch, dass wir nicht in einer geldfreien Wirtschaft angekommen sein müssen, um zukunftsfähige Strukturen sorgenden Versorgens denkbar zu machen – sie existieren schon im Hier und Jetzt und können sukzessive gestärkt werden.

Anmerkungen

48

- 1 Vgl. Notz, Gisela: Zum Begriff der Arbeit aus feministischer Perspektive, in: Emanzipation. Zeitschrift für sozialistische Theorie und Praxis, Jg. 1, Nr. 1, 2011, S. 84–96.
- 2 Vgl. Knobloch, Ulrike: Prozesse der Verlagerung sozialer Dienstleistungen zwischen Markt, Staat, Non-Profit-Sektor und privaten Haushalten, in: Widersprüche, Jg. 32, Nr. 117, 2010, S. 147–163.
- 3 Vgl. Knobloch, Ulrike: Jonglieren mit Zeiten. Wirtschaftstheorie der bezahlten und unbezahlten Arbeit, in: Monica Budowski/Ulrike Knobloch/Michael Nollert (Hrsg.): Unbezahlt und dennoch Arbeit, Zürich: Seismo, 2016, S. 25–54.
- 4 Siehe Baier, Andrea: Subsistenz als Schlüsselbegriff für ein kritisches Verständnis von Ökonomie, Entwicklung und Wachstum, in: Ulrike Knobloch (Hrsg.), Ökonomie des Versorgens. Feministisch-kritische Wirtschaftstheorien im deutschsprachigen Raum, Weinheim: Beltz Juventa, 2019, S. 252–281.
- 5 Novy, Andreas/Richard Bärnthaler/Veronika Heimerl: Zukunfts-fähiges Wirtschaften, Weinheim: Beltz Juventa, 2020, S. 11.
- 6 Novy et al., 2020, S. 26.
- 7 Knobloch, Ulrike: Ökonomie des Versorgens. Eine Einleitung, in: Knobloch, 2019, S. 15.
- 8 Siehe Koch, Max/Oksana Mont (Hrsg.): Sustainability and the Political Economy of Welfare, London/New York: Routledge, 2016.
- 9 Siehe Tronto, Joan: Caring Democracy. Markets, Equality, and Justice, New York: NYU Press, 2013.
- 10 Luxemburg, Rosa: Karl Marx. Zeitungsartikel in der Vorwärts Nr. 62 vom 14. März 1903, in: Georg Adler et al. (Hrsg.), Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Band 1: 1893 bis 1905, Zweiter Halbband, Berlin: Dietz, 1979 [1903], S. 369–373.
- 11 Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1959.
- 12 Hirsch, Joachim: Materialistische Staatstheorie, Hamburg: VSA, 2005.
- 13 Adorno, Theodor: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Berlin/Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1951, S. 59.

- 14 Siehe Winker, Gabriele: Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft, Bielefeld: transcript, 2015.
- 15 Siehe Dengler, Corinna/ Birte Strunk: The Monetized Economy Versus Care and the Environment. Degrowth Perspectives on Reconciling an Antagonism, in: Feminist Economics, Jg. 24, Nr. 3, 2018, S. 160–183.
- 16 Siehe Winker, 2015.
- 17 Siehe Haug, Frigga: Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke, Hamburg: Argument, 2008.
- 18 Novy et al., 2020, S. 13.
- 19 Winker, 2015, S. 139.
- 20 Siehe Neumann, Matthias/ Gabriele Winker: Handlungsfähigkeit im Care-Bereich erweitern. Care-Räte vor Ort als erster Schritt?, in: Clarissa Rudolph/ Katja Schmidt (Hrsg.): Interessenvertretung und Care, Münster: Westfälisches Dampfboot, 2019, S. 231–247.
- 21 Siehe Baier, 2019.
- 22 Siehe Habermann, Friederike: Undoing Capitalism. Doing Economy, in: Knobloch, 2019, S. 282–303.
- 23 Siehe Dengler, Corinna/ Miriam Lang: Feminism Meets Degrowth. Sorgearbeit in einer Postwachstumsgesellschaft, in: Knobloch, 2019, S. 305–330.
- 24 Siehe Gottschlich, Daniela: Kommende Nachhaltigkeit. Wirtschaften und Arbeiten neu denken und gestalten, in: Knobloch, 2019, S. 331–355.
- 25 Dengler/ Lang, 2019, S. 316.
- 26 Siehe Mellor, Mary: Debt or Democracy? Public Money for Sustainability and Social Justice, London: Pluto Press, 2016 und Mellor, Mary: Money. Myths, Truths and Alternatives, Bristol: Policy Press, 2019.
- 27 Aulenbacher, Brigitte/ Maria Dammayr/ Fabienne Décieux: Prekäre Sorge, Sorgearbeit und Sorgeproteste. Über die Sorglosigkeit des Kapitalismus und eine sorgsame Gesellschaft, in: Susanne Völker/ Michèle Amacker (Hrsg.): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik, Weinheim: Beltz Juventa, 2015, S. 59–74.

HANSRUEDI WEBER

Mit Geld leben

Geld anders denken

Die modernen Gesellschaften sind allesamt Geldgesellschaften. Darin sind die Menschen auf ein monetäres Einkommen – Geld – angewiesen und von ihm abhängig. In einer Gesellschaft, die uns vom Geld abhängig macht, sind wir nicht frei.

51

Wenn wir eine freiheitliche Gesellschaft wollen, müssen wir das Mensch-Geld-Verhältnis umkehren und gleichzeitig dafür sorgen, dass nicht einzelne Privilegierte das Geld kontrollieren, sondern die Rechtsgemeinschaft. Das Problem dabei ist, dass die bestehende Abhängigkeit vom Geld uns daran hindert, uns von ihr zu befreien. In Anlehnung an Adolf Muschg formuliert: Wie befreien wir uns von der Herrschaft eines Geldsystems, dessen Komplizen wir sein müssen, um zu überleben?¹

Das Geld der anderen

Weil kein Mitglied einer Geldgesellschaft Geld selbst erzeugen darf und Geld also immer nur von den anderen kommen kann, wird die Abhängigkeit vom und die Angewiesenheit auf ein monetäres Einkommen vom Geld der anderen bestimmt. Geld ist immer das Geld der anderen: Ohne das Geld der anderen kein Leben und kein Zusammenleben.

Weil mein Geld jenes der anderen und jenes der anderen mein Geld ist, lässt sich *Geld bzw. die Geldordnung als Com-*

mons auffassen, als gemeinsam garantierte und verwaltete Ressource, mittels der das monetäre Einkommen aller Beteiligten auf gerechte Art zugeteilt werden kann. Die personale Basis des Commons muss eine Rechtsgemeinschaft sein. Es muss gemeinsam bestimmt werden, wer nutzungsberechtigt ist, welche Regeln gelten sollen und – im Fall der gesellschaftlichen Ressource Geld – wie sie hergestellt wird.²

52 Niemand kann sein monetäres Einkommen selbst herstellen, alle beziehen es von den anderen: So spiegelt das moderne Vergesellschaftungsmittel Geld das *Grundprinzip einer arbeitsteiligen Gesellschaft*, in der niemand seinen Lebensunterhalt selbst erwirtschaftet, sondern alle ihn von anderen erwirtschaften lassen müssen. Dieses Grundprinzip hat Rudolf Steiner bereits 1905 mit jeder nur wünschbaren Klarheit in seinem »Sozialen Hauptgesetz« formuliert und damit Adam Smiths marktliberales Grunddogma radikal widerlegt.³

Geld als Stellvertreter

Geld ist immer ein Stellvertreter. Es repräsentiert in Zahlenform den Wert von etwas anderem, einem anderen Etwas. Das ist die Grundlage für seine sachliche Funktion als Tauschmittel. Und Geld repräsentiert die anderen, die anderen Menschen. Das ist die Grundlage für seine soziale Funktion.

In der *sachlichen Stellvertreterfunktion* vertritt Geld die Stelle von Waren und Leistungen. Es gestattet mir den Zutritt zum Markt und im Prinzip zu seinem gesamten Angebot. Dieser Sesam-öffne-dich-Funktion verdankt es seine Faszination und Übermacht. Sie ist der Grund für seine Nicht-Neutralität.

In der *sozialen Stellvertreterfunktion* vertritt Geld die Stelle der Tauschpartner. Es zeigt der Konsumentenseite die Perspek-

tive der Produzentenseite und umgekehrt. Ob die Tauschenden sich auf den dadurch möglichen Perspektivenwechsel einlassen wollen oder können, hängt allerdings von der Institutionalisierung des Geldes ab. Das heutige Geld behindert diesen Perspektivenwechsel, weil es nicht als Commons, nicht als Geld der anderen verstanden wird.

Diese Multifunktionalität des Geldes hat Dieter Suhr treffend *Jokerfunktion* genannt. Gleich einem Joker lässt sich Geld beliebig für oder auch gegen etwas oder jemanden einsetzen.⁴ *Der Joker ist der eigentliche Mehrwert*, weil er dem Geld bzw. seinem Besitzer immer den entscheidenden Wettbewerbsvorteil auf dem Markt verleiht.

53

Geld als Selbstzweck

Gerade dieser Wettbewerbsmehrwert des Geldes macht nun aber das Tauschmittel selbst zum Zweck des Tausches. Der absolute Vorrang des Geldes vor den Waren führt zu einer systematischen Marktverzerrung. Es geht nicht mehr primär um den Austausch von Gütern, auch nicht mehr um die Deckung eines Bedarfs, sondern beide Zwecke werden zum bloßen Mittel des Gelderwerbs. Der Tausch via Geld auf dem sogenannten freien Markt ist immer asymmetrisch, sprich: ungerecht; und Geld, der angebliche Gleichmacher, macht alles ungleich.

Selbstzweckhaftes Geld unterwirft mit der Produktion und dem Konsum auch die Menschen, deren Existenz ja von ihrem monetären Einkommen abhängt, dem Diktat des Gelderwerbs. Ethisches Handeln, wie es Kant in einer der Formulierungen des kategorischen Imperativs gefordert hat, wird praktisch und systematisch verunmöglicht.⁵ Denn das zum Selbstzweck gewordene Geld nötigt die Einzelnen dazu, sowohl sich selbst als auch die anderen als bloßes Mittel zu gebrauchen, also die

Menschenwürde zu verletzen. Auch die Arbeit, also der Mensch, wird zum Mittel des Gelderwerbs.

Von der Selbstversorgung zur Fremdversorgung

54 Wie Eske Bockelmann⁶ überzeugend darlegt, entwickelte sich das moderne Geldverständnis zusammen mit der Bildung von Märkten im Zuge der spätmittelalterlichen Städtegründungen. Die damit verbundene Notwendigkeit, die bisherige Subsistenz- und Selbstversorgerwirtschaft aufzugeben und die Versorgung der zunächst städtischen Bevölkerung ganz auf den (Ver-) Kauf, also den Markt, abzustellen, führte zum modernen Geldbegriff. Gleichzeitig fand damit der Übergang zur *Fremdversorgung* statt, indem die Selbstversorgung – bei der die Produzenten auch die Konsumenten ihrer Produkte sind – scheinbar verlassen und die Spaltung in Unternehmen und Haushalte eingerichtet wurde. Scheinbar deshalb, weil die Konsumenten ja auf dem Markt ihre von ihnen selbst hergestellten Produkte kaufen. Scheinbar aber vor allem deshalb, weil die arbeitsteilige Wirtschaft *Selbstversorgung im umfassenden Sinn* sein müsste: Menschen versorgen einander mit Gütern und Diensten, lokal, regional und global.

Da Geld im heutigen System auf den Märkten, also mittels Kaufs und Verkaufs, erwirtschaftet werden muss, wird die *Käuflichkeit* zum entscheidenden Kriterium. Die Devise heisst (ver-) kaufen, was (ver-) kaufbar ist und (ver-) kaufbar machen, was noch nicht (ver-) kaufbar ist!⁷ *Geld macht alles zur Ware*. Auf diese Weise verbreitet sich die Vorherrschaft des Geldes in alle Gesellschaftsbereiche und auf dem ganzen Globus.

Von der Fremdversorgung zur Einanderversorgung

Die *Einanderversorgung*⁸ mit monetärem Einkommen und realen Produkten beruht auf einer Gegenseitigkeit, die über das bilaterale Tauschverständnis des »do ut des« hinausgeht. Ich gebe, weil meine monetäre oder reale Leistung die Voraussetzung dafür bildet, dass die anderen überhaupt geben können, und umgekehrt. Ich gebe nicht, um den anderen zu einer Gegengabe zu verpflichten. Das Wohlergehen der anderen wird zur Bedingung der Möglichkeit meines eigenen Wohlergehens. Dieser *Perspektivenwechsel* wird von einem als Commons begriffenen *Geld* gefördert.⁹

55

Im Unterschied zur Selbst- und Fremdversorgerwirtschaft wird mit der Einanderversorgung auch die *Arbeit* selbst ein Commons, eine von der Rechtsgemeinschaft ermöglichte und genutzte Ressource. Denn eine arbeitsteilige Wirtschaft trennt die Arbeit vom Produkt der Arbeit, indem die Einzelnen nicht mehr unmittelbar vom Erzeugnis ihrer eigenen, sondern von den Erzeugnissen der Arbeit der anderen leben. Wenn ich aber nicht mehr von meiner eigenen, sondern von der Arbeit der anderen lebe und umgekehrt, wird Arbeit zu einem gemeinsamen Gut. Sie ist entlastet von der direkten Bedarfsdeckung, und diese muss in der Geldgesellschaft über ein indirektes monetäres Einkommen vermittelt werden. Die Einanderversorgung trennt nicht nur Arbeit und Arbeitsprodukt, sondern ebenso Arbeit und Einkommen. Das erlaubt es im Prinzip, dass die Menschen den ihren Fähigkeiten und Wünschen entsprechenden Aktivitäten nachgehen können, ohne den Zwang, sie zu Geld zu machen. Dieser Zwang führt heute sowohl dazu, dass viele Menschen einen Job auszuüben genötigt sind, der sie nicht erfüllt, als auch dazu, dass immer mehr Arbeitsplätze wegrationalisiert werden, um Lohnkosten zu vermeiden.

Wenn wir Arbeit und Geld als Commons begreifen, rückt die *Verteilung* ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Distribution von Arbeit und Geld, die heute angeblich »der Markt« zum Besten aller regelt, wird zur gemeinsamen Aufgabe, während die Produktion von Arbeit (und Arbeitsplätzen) und Geld (also Einkommen) bewusst auf den gemeinsamen Bedarf ausgerichtet und eingeschränkt wird. Arbeits- und Bedarfsteilung gehören zusammen, die Rivalität zwischen Unternehmen und Haushalten wird aufgehoben.

56

Wirtschaft anders denken

Einerseits unterwirft die heutige Geldwirtschaft alle Gesellschaftsbereiche – auch Recht und Staat, auch Bildung und Wissenschaft – einer absoluten Dominanz. Andererseits verfehlt sie das Wirtschaften, das Werte Schaffen im umfassenden Sinn, nämlich die *Umwandlung natürlicher und menschlicher Ressourcen in kulturelle Leistungen*. Mit ihrer starren Ausrichtung auf den Gelderwerb verwandelt sie stattdessen unsere sozialen und ökologischen Lebensgrundlagen in Geldmaschinen. Doch: »Wir müssen Wirtschaft anders denken – menschlicher, gerechter, ökologischer!«, wie die Plurale Ökonomik in ihrem Forderungskatalog schreibt.¹⁰

Fiatgeld

Heute scheitern die sozialen und ökologischen Reformprojekte am Geldmangel. Das Gerangel darum, wer sie bezahlen soll und wie, blockiert die Vorhaben und führt zu schlappen Kompromissen. Doch wären solche Kämpfe gar nicht nötig. Denn alles moderne Geld ist *Fiatgeld* (»Es werde Geld!«), das heißt, durch bloßen Rechtsakt – polemisch »aus dem Nichts« – geschaffenes, substanzloses Geld. Das Fiatgeld kann von einer

Rechtsgemeinschaft im Prinzip jederzeit in jeder benötigten Menge bereit-gestellt werden. Es ist die befreiende Negation der Tatsache, dass wir alle der Herrschaft des Geldes ausgeliefert sind.

Wenn auf der einen Seite die Möglichkeit besteht, jederzeit jede wünschbare Menge Geld per Tastendruck bereitzustellen – eben Fiatgeld –, und auf der anderen Seite die Notwendigkeit, allen Mitgliedern einer Geldgesellschaft ein monetäres Einkommen zu verschaffen, dann ist die *Versorgung mit genügend Geld für alle* organisierbar. Das Herrschaftsmittel Geld, das heute Mensch und Gesellschaft in die Abhängigkeit zwingt, würde – richtig verstanden und umgesetzt – zum *Befreiungsmittel* sowohl für Individuen wie für Gemeinschaften.

57

Geld entmachten

Schulden als Geld

Geld als Kredit ist die Ursache sowohl der zwanghaften und überbordenden *Produktivität* als auch der daraus folgenden *Destruktivität* unserer Wirtschaft. Die heutige Geldordnung setzt uns einerseits einem Knappheitsregime aus – es gibt nie genug Geld – und zwingt uns andererseits zur Erwerbsarbeit – wir müssen pausenlos jobben, um zu Geld zu kommen. Beides schürt unsere Existenzangst und unsere Geldgier. Wie die Geldknappheit ist der Erwerbszwang die Folge der Art und Weise, wie heute Geld entsteht, nämlich als Kredit, also Schuld.¹¹ *Alles heutige Geld ist Schuldengeld.* Da es zum einen stets wieder aus dem Umlauf gezogen wird und es zum anderen nie genügt, nur die Schulden zurückzuzahlen, muss ständig zusätzliches Geld geschaffen werden – wieder in Form von Schulden. Das ergibt ein exponentielles Geld- und gleichzeitig Schulden-

wachstum, weshalb wir paradoxerweise trotz Überfluss nie aus der Knappheit herauskommen!

Die *Produktivität unserer Wirtschaft* besteht darin, dass die Menschen ihr monetäres Einkommen entweder selbst »erwirtschaften« müssen oder auf Basis des Eigentumsrechts von anderen »erwirtschaften lassen« können. Es gibt somit zwei Arten von monetärem Einkommen: *Arbeitseinkommen* und *Eigentumseinkommen*. Beide erhöhen kontinuierlich die Wirtschaftsleistung. Ein Eigentümer, der mehr als genügend Eigentum hat, kann das überschüssige Eigentum jenen Arbeitenden zur Verfügung stellen, die zu wenig oder kein Eigentum haben, und sie verpflichten, damit zusätzlich zum Einkommen aus ihrer Arbeit auch noch das Eigentümereinkommen zu erarbeiten. So funktioniert im Prinzip – im »Matthäus-Prinzip«¹² – jeder Produktivkredit.

Die *soziale Destruktivität* des Kredits beruht darauf, dass damit die Gesellschaft gespalten und die Mechanik einer zunehmenden Umverteilung von Arm zu Reich in Gang gesetzt wird. Und die *ökologische Destruktivität* des Kredits beruht darauf, dass sich die wirtschaftliche Dynamik ohne Rücksicht auf die Umwelt beschleunigen muss. Solange Geld als Kredit geschaffen wird, kann dieser Prozess nicht aufhören.

Geld als Machtinstrument

Die auf Georg Friedrich Knapp zurückgehende chartalistische Geldtheorie (1905) erklärt die Entstehung des Geldes mit der Macht des Staates, der Bevölkerung Steuern, Abgaben und Tribute aufzuerlegen und damit einen Geld- und Machtkreislauf zu etablieren, in dem der Staat Geld nicht nur ausgibt, sondern via Steuern auch wieder zurückholen kann.¹³

Wenn man anstelle dieses staatlichen Geldkreislaufs eine private *Kreditgeldspirale* setzt, ergibt sich ein ziemlich zutref-

fendes Bild des aktuellen Kreditgeldsystems: Heute haben die Banken die Macht über das Geld in den Händen. Ihnen ist es gelungen, den Kreislauf des staatlichem Geldes für sich zu reservieren und der Wirtschaft und dem Staat ihr privates Schuldengeld (*Giralgeld*) aufzunötigen.¹⁴ Da von den Banken alles Geld als Schulden in Umlauf gebracht wird, haben sich die beiden angeblichen Geldkreisläufe in stetig wachsende Geldspiralen verwandelt.¹⁵

In einer ans Geld statt ans Recht gebundenen »Demokratie« sitzen die Banken an den Hebeln der Macht und der Staat bzw. die Zentralbank ist zu der Institution geworden, die unter dem Vorwand, den Zahlungsverkehr aufrechtzuerhalten, einerseits die Macht der Banken zementiert und andererseits der Bevölkerung vorgaukelt, es sei nach wie vor der Staat, der das Sagen habe. Mehr noch, seit dem Verzicht auf die Geldschöpfungsmacht ist der Staat selbst gezwungen, sich bei den Banken zu verschulden, wenn er Geld für seine Infrastrukturaufgaben braucht. Dadurch sind die Banken zur höchsten zivilen Macht geworden, und Staat wie Wirtschaft sind seither den Finanzmärkten ausgeliefert.¹⁶

59

Geldschöpfung im Vorgriff auf zu schaffende Werte

Wie wird nun das Schuldengeld erzeugt? *Banken verleihen gegen Sicherheiten Geld, das sie zum Vornherein gar nicht haben, an jemanden, der Geld benötigt und sich deshalb verpflichtet, es ihnen im Nachhinein zu beschaffen – und zusätzlich noch Gewinne abzuliefern. Bei der Rückzahlung verschwindet der Kreditbetrag dann wieder aus der Geldmenge.*

Banken verleihen gegen Sicherheiten Geld ...: Banken verleihen Geld (*Giralgeld*) nur an kreditwürdige Kunden, also solche, bei denen das Kreditausfallrisiko minimal ist, die genügend Si-

cherheiten stellen und/oder ein lukratives Geschäftsmodell vorweisen können. Das *Giralgeld* der Banken ist kein staatliches Geld, kein gesetzliches Zahlungsmittel, nur ein Versprechen auf solches. Und Banken verzichten selbst nicht darauf, wenn sie es verleihen, sondern sie schöpfen es bei jeder Kreditvergabe neu.

... *das sie zum Vornherein gar nicht haben* ...: Fiatgeld wird per bloßem Bucheintrag (»aus dem Nichts«) erzeugt: *Geldschöpfung*. Natürlich nur, wenn es Kreditnehmer gibt, die den entsprechenden Kreditvertrag unterschreiben. Mit diesem *Buchungsvorgang* ist neues Bankengeld in der Welt, das es vor dem Eintrag nicht gab.

60

... *an jemanden, der Geld benötigt* ...: In einer Geldgesellschaft benötigen immer *Alle* Geld, weil der Geldverkehr die Grundlage der Versorgung mit Gütern und Diensten ist. Das Publikum kommt jedoch nie direkt an staatliches Geld, nur an Bankenbuchgeld heran und braucht dafür ein Bankkonto. *Bargeld*, das staatliche Geld, muss immer aus einem privaten Bankkonto ausgewechselt werden.

... *und sich deshalb verpflichtet, es ihnen im Nachhinein zu beschaffen* ...: Geld entsteht als Bankkredit, und *Kredite* müssen zurückgezahlt werden. Weil nur Banken Geld schöpfen dürfen, müssen die Kreditnehmer irgendetwas Verkäufliches produzieren und es auf dem Markt in *Konkurrenz* mit allen anderen Marktteilnehmern absetzen, um das Geld für die Tilgung zu erwirtschaften. Darauf beruht die eigentliche *Wert-schöpfung*.

... *und zusätzlich noch Gewinne abzuliefern*: Auch dieses zusätzliche Geld müssen die Kreditnehmer auf dem Markt ergattern. Es muss der umlaufenden Geldmenge entzogen und den Banken abgeliefert werden. Deren Gewinn besteht in der durch den Kreditvertrag möglich gemachten *WertABSchöpfung*. Das ist die *primäre Umverteilung* in unserem System. Sie

führt zur notorischen Geldknappheit auf Seiten der Allgemeinheit bei gleichzeitiger Zunahme an Reichtum im Finanzsektor.

Mit der Rückzahlung verschwindet der Kreditbetrag wieder aus der Geldmenge: Nachdem bei der Kreditvergabe die Bankbilanz »verlängert« wurde, »verkürzt« sie sich bei der Kreditilgung. Die anfangs um den Kreditbetrag erweiterte Geldmenge verringert sich wieder um diesen Betrag. Damit der Geldkreislauf nicht zu stottern beginnt, muss das fehlende Geld – wiederum per Kredit – nachgeschöpft werden. Die Folge ist das exponentielle Wachstum der Geldmenge. Aus dem vermeintlichen Geldkreislauf wird eine sich ausdehnende *Kredit- und Schuldenspirale*.

61

Fazit: Die geldschöpfenden Kredite (Primärkredite) täuschen geldvermittelnde Kredite vor (Sekundärkredite) und stellen so die Abschöpfung des Mehrwertes sicher, den die Schuldner im Glauben geschaffen haben, es handle sich um übliche Kredite.¹⁷

Joker des Jokers

Bankengeld ist sozusagen der Joker des Jokers Staatsgeld. Während dieses der Stellvertreter für alle Waren und Leistungen ist, fungiert das Giralgeld als Stellvertreter des Staatsgeldes. Auf diese Weise privatisieren die Banken die Vorteilhaftigkeit des öffentlichen Geldes.

Das Publikum ist des festen Glaubens, das Geld stamme von der Zentralbank, beim Kredit handle es sich um die »Überlassung von Geld- oder Sachmitteln auf Zeit gegen Zahlung eines Zinses« und bei den Banken handle es sich um Institute, die das Geld von Sparern an Investoren vermittelten. Die Banken »bewirtschaften« diesen Glauben, um aus dem Kredit klammheimlich den beschriebenen Geldentstehungsmechanismus zu machen. Wer sind die eigentlichen Geldschöpfer, wenn das Geld

seinen Wert erst im Verlauf des Marktprozesses erhält? Würden wir den Mechanismus gutheißen, wenn wir ihn kennen würden? Wenn wir wüssten, dass wir eigentlich unsere eigenen Kreditgebenden sind? Dass die Gläubiger uns dazu zwingen, ihnen jenen Gegenwert (und mehr) zu beschaffen, auf den sie gar nie verzichtet haben?

62 Hat der demokratische Souverän je seine Meinung dazu abgeben können? Warum werden wir genötigt, statt Staatsgeld das Privatgeld der Banken zu verwenden, wo doch das *Geldregal*⁸ dem Bund zusteht? Und wieso wird Fiatgeld überhaupt in Form von Schulden geschaffen, wo es doch jederzeit »gratis« erzeugt werden kann?

Scheinmärkte

Wer das Zahlungsmittel rationieren und zuteilen kann, kontrolliert den *Marktzutritt* sowohl der Produzenten, die Kredite brauchen, um einen Produktionszyklus zu eröffnen, als auch der Konsumenten, die Geld brauchen, um ihren Lebensbedarf zu decken. Die heutigen Banken sind eine privilegierte Gruppe von Marktteilnehmern, die zum einen *allen anderen* Marktteilnehmern – inklusive Staat – ihr »aus dem Nichts« geschöpftes Ersatzgeld aufzwingen. Zum anderen beschaffen sie *sich selbst* mit ihrem selbst geschöpften Geld den Zutritt auf den lukrativsten aller Märkte, den Vermögensmarkt, wo sie ad libitum einkaufen können.¹⁹

Sie stellen somit die absolute Marktmacht dar, die *Perversion der Marktfreiheit*. Da die Banken die Geldmenge selbst erzeugen, wissen sie auch im Voraus, wohin sich »die Märkte« bewegen, und können sie beliebig manipulieren. Was heißt »Wettbewerb« auf einem solchen »Markt«? Was heißt: »Angebot und Nachfrage«? Was »Preise«? Und was hütet die »Hüte-

rin der Preisstabilität«, die Zentralbank, wenn sie eine solche »Preisstabilität« hütet? All diese Konzepte tragen zur Aufrechterhaltung und Vertuschung der Bankenmacht bei, solange der Missbrauch der Verwendung des Kredits zur Schaffung von privatem Geld nicht aufgedeckt und gestoppt wird.

Infolge des ihm inhärenten Wettbewerbsvorteils gibt es beim Geld stets mehr Nachfrage als Angebot. Daher dominiert die *Angebotsseite* – die Banken – den Markt und diktiert, wer wofür wieviel Geld und zu welchen Bedingungen bekommt. Im Reigen der geldgesteuerten Märkte sind auch die demokratischen *Staaten* gefangen. Sie alle ringen um die Wettbewerbsfähigkeit und fügen sich so gezwungenermaßen dem Diktat der Geldproduzenten.

63

Ein Markt, der den Namen verdient, sollte von der *Nachfrageseite* – den Kunden – gesteuert werden. Nur so kann der Bedarf auch wirklich gedeckt werden. Dazu muss aber das Geldangebot in die Hände der *Rechtsgemeinschaft* (eines Souveräns) gelegt werden.

Wachstum

Die in einem Kreditgeldsystem beschleunigt wachsende Schuldenlast kann letztlich nur mit Einkünften abgetragen werden, die aus der realen Wirtschaft kommen. Infolge des kreditgetriebenen *monetären* Wachstums muss auch die *reale* Wirtschaft wachsen. Es muss ständig mehr produziert und konsumiert werden, damit die Schulden bedient werden können.

Diese »*Wachstumsspirale*«²⁰ fesselt die Menschen auch an eine nur noch Überfluss produzierende materielle Arbeit und führt zur fortschreitenden *Plünderung* wie zur zunehmenden *Vermüllung* der Natur. Es wird mehr Kapital in die Produktionssphäre hineingelenkt, als diese und die Umwelt verarbei-

ten können. Daher werden die lukrativen Anlagemöglichkeiten im produktiven Bereich rar. Nun wird Geld geschöpft, ohne es für die reale Produktion einzusetzen. Mit diesem überschüssigen Kapital werden Vermögenswerte wie Immobilien, Aktien usw. gekauft, was dann die Vermögenspreise in die Höhe treibt und die bekannten »Blasen« *auf den Finanzmärkten* verursacht.

64 Aber *Fiatgeld* braucht weder als Kredit geschöpft noch dafür verwendet zu werden, das Wirtschaftswachstum weiter anzutreiben. Im Gegenteil, Fiatgeld erlaubt gerade die *Loslösung vom Produktionszwang*. Bedingung ist allerdings, dass Fiatgeld von einer dem Gemeinwohl verpflichteten, transparent agierenden Instanz zinsfrei als Aktiv- oder Vollgeld geschaffen wird. Dann unterbleibt der monetäre Wachstumszwang, und die Ausrichtung auf die reale Bedarfsdeckung sowie auf eine nachhaltige Wirtschaft wird möglich.

Geld fair teilen

Was wir einander schuldig sind

Wie wir es auch drehen und wenden: *Wir sind einander jederzeit und überall etwas schuldig*. Doch nur, wenn in einer Geldgesellschaft das Geld nicht selbst schon als Schuld geschaffen wird (Primärkredit), können die gegenseitigen Schuldenbeziehungen (Sekundärkredite) auf faire Weise geregelt werden. Dazu müssen wir erstens das gegenseitige In-der-Schuld-Stehen erkennen und anerkennen und zweitens die als gegenseitigen Vertrag getarnte, aber auf Kosten der Allgemeinheit stattfindende klammheimliche private Geldschöpfung aufdecken und abschaffen. Die totale Herrschaft des Geldes konnte nur entstehen, weil es der Geldlobby gelang, die in jeder Gesellschaft unvermeidliche gegenseitige Abhängigkeit zu instrumentalisie-

ren und die Wirtschaft wie den Staat mittels Kreditgeldschöpfung den eigenen Zwecken zu unterwerfen.

In einer Geldgesellschaft arbeiten die Menschen für die anderen und erhalten das Geld von den anderen. Das bedeutet: *Mein Einkommen ist nicht mehr direkt von meiner Arbeit abhängig, und meine Arbeit ist nicht mehr direkt die Bedingung für mein Einkommen.* Ausgerechnet in einer Geldgesellschaft bräuchten wir also nicht mehr von der Lohnarbeit abhängig zu sein, denn die Trennung von Arbeit und Einkommen ist dort strukturell bereits vollzogen.

Arbeit und Geld bekommen beide den Charakter von *Mitteln zur gegenseitigen Hilfe*. *Geld* wird vom Tauschmittel primär zum Mittel, die Fähigkeiten der anderen zu ver- oder entgelten (Produktion), damit diese ihre Bedürfnisse decken können, sekundär zum Mittel, die eigenen Bedürfnisse geltend zu machen (Konsum), um dann die eigenen Fähigkeiten zum Wohl aller einbringen zu können. *Arbeit* wird vom Mittel des Gelderwerbs zum Mittel, die eigenen Fähigkeiten (Kreativität) mit dem Ziel einzusetzen, die Bedürfnisse der anderen zu erfüllen (Rekreativität).

65

Weder Fähigkeiten noch Bedürfnisse sind bloß wirtschaftlicher Art. Wenn der Einsatz der *Fähigkeiten* nicht mehr an den Erwerb des Einkommens gekoppelt ist, werden sie frei für den Einsatz in anderen als wirtschaftlichen Bereichen. Gleichmaßen sind die *Bedürfnisse* nicht mehr auf Mehrverbrauch ausgerichtet, wie es im Wachstumsmodell der Fall ist, wo die Steigerung des Konsums dazu da ist, die Steigerung der Produktion zu erzwingen.

Freilich geht es nicht ohne die Wirtschaft. Aber sie kann nun von der Gesamtgesellschaft unterschieden und auf ein vernünftiges Maß reduziert werden. Andererseits kann der ge-

sellschaftliche Bedarf-Deckungs-Kreislauf auf eine Einanderversorgung ausgeweitet werden, die auch die Versorgung in nichtwirtschaftlichen Bereichen (Kultur im weitesten Sinn) sicherstellt. Die dazu erforderlichen Geldmittel sind vorhanden: *schuldenfreies Fiatgeld*, das eine Gemeinschaft für sich selbst erzeugt. Die Befreiung der Geldgesellschaft aus der Zwangsjacke der Verschuldungs- und Verschleißspirale wird möglich.

66 *Geld* als Mittel zur gegenseitigen Hilfe bzw. als Commons ist *kein Tauschmittel mehr*, weil es den Jokervorteil statt zur individuellen Nutzenmaximierung zur kollektiven Versorgung einsetzt. Es ist auch *kein Wertaufbewahrungsmittel mehr*, weil die Einanderversorgung als Umlage- und nicht als Kapitaldeckungsverfahren funktioniert. Und es ist auch *kein Wertmaßstab mehr*, weil es diesen durch einen einzigen Wert, nämlich den der fairen Versorgung aller Menschen ersetzt.

Vertrauen als Kern des Geldes?

Ein respektvoller und wertschätzender Umgang der Menschen miteinander lebt vom *gegenseitigen Vertrauen*, vom Vertrauen auf die Solidarität der anderen und vom Vertrauen in den eigenen Wert für die anderen. Gegenseitiges Vertrauen ist das, *was die soziale Welt im Innersten zusammenhält*.²¹ Echtes Vertrauen – *crédit* – kann nur zwischen Menschen entstehen. Jemandem Kredit geben, könnte heißen, an jemanden zu glauben, ihm zu vertrauen. Und Vertrauen könnte jemanden bestärken, seine Fähigkeiten zu mobilisieren, um das Vertrauen zu rechtfertigen.

Bankkreise und Lehrbücher berufen sich durchwegs auf Vertrauen als den »Kern des Geldes«. Sie wissen: »Zerfällt das Vertrauen in Geld, zerfällt auch die Gesellschaft« oder »Vertrauen ist und bleibt die Hartwährung – Zur Zukunft des Gel-

des«, so zwei NZZ-Überschriften. Und »Finanzkrisen sind Vertrauenskrisen«, so ein Makronom-Beitrag.²²

Dieses Vertrauen ist aber heute regelmäßig verwirkt, sobald sich die Gewinnaussichten eintrüben. Das zeigt, dass das sogenannte Vertrauen blanke *Profiterwartung*, neudeutsch: »Investor Confidence«, ist. Es lebt von der irrationalen und asozialen Erwartung, mehr zurückzubekommen als man zuvor gegeben hat. Es ist die allerhöchste Wirtschaftsfreiheit und das Privileg des Geldeigentümers, »sein« Geld dorthin zu verleihen, wo es am meisten Gewinn für ihn verspricht – und es sofort abzuziehen, falls diese Erwartung enttäuscht zu werden droht.

67

Mit Blick auf den geldschöpfenden Kreditvertrag, der auf einem systematischen *Vertrauensmissbrauch* beruht, erweist sich das ständige Beschwören des Vertrauens als gezielte Irreführung. Echtes Vertrauen würde die Täuschung von ahnungslosen Kreditnehmern, die dem Irrtum unterliegen, die Bank würde ihnen aus eigenen oder fremden Mitteln einen Kredit geben, ebenso die Nötigung zu fremdbestimmter Wertschöpfung und das Abschöpfen der dabei gemachten Gewinne schlicht verunmöglichen.

Geld als Substitut des Vertrauens und der Solidarität

Während die einen Geld als Ausdruck des Vertrauens sehen wollen, betrachten es andere als *Ersatz für das Vertrauen*. Geld sei das Mittel, Handlungskoordination ohne Kooperation, ohne Vertrauen, ohne Empathie zu ermöglichen. Geld sei das *Substitut der Solidarität*.²³ Vertrauen ist menschlich und zwischenmenschlich anspruchsvoll und – wenn es nicht einfach blind ist – mit Unsicherheit behaftet. Vertrauen verursacht emotionale Transaktionskosten, die das Geld zu minimieren verspricht. Anstatt den Menschen zu vertrauen, »vertrauen« wir dem Geld.

»Im Geld nehmen die sozialen Beziehungen der Menschen eine selbständige sachliche Gestalt an.«²⁴ Was letztlich bedeutet: *Beziehungen werden zur Ware*; sie werden (ver-) käuflich. Die Handlungs- und Beziehungskoordination wird zu bloßer Buchhaltung; sie reduziert sich aufs Bezahlen und Bezahltwerden. Geld als *Schuldentilgungsmittel* löst die gegenseitigen Verpflichtungen auf. Es verstärkt die Illusion, dass man mit einer Zahlung vom grundsätzlichen Aufeinander-angewiesen-Sein absehen könne. Es erweckt und bestätigt ununterbrochen, dass wir einander nichts mehr schuldig sind, dass mich die anderen eigentlich nichts angehen. Zugleich schürt es den Eigennutz, schließlich soll jeder für sich selbst sorgen. Und warum soll ich für etwas zahlen, das mir nichts nützt? Das Schuldentilgungsmittel Geld ist ein *Gesellschaftsspaltungsmittel*.

*In code we trust*²⁵

Mit der Digitalisierung hat die Substitution des Vertrauens eine neue Stufe erreicht. Blockchain & Co. erklären, es gehe darum, Informationen schneller zu verifizieren und Vertrauen schneller herzustellen. In Wirklichkeit macht die Technologie den letzten Rest von *Vertrauen in die Menschen überflüssig*, der im Umgang mit dem analogen Geld noch nötig war. Anstatt den Menschen zu vertrauen, »vertrauen« wir dem Algorithmus.

Je komplexer und ausgedehnter eine Gesellschaft, desto geringer die Chance, sie auf vertrauensbasierten persönlichen Beziehungen aufzubauen. Insofern scheint das Vertrauen in den Code die praktikabelste Lösung zu sein. Aber das Vertrauen wird nicht zunehmen, wenn wir niemandem mehr vertrauen müssen. Und wenn echtes Vertrauen die Essenz des sozialen Zusammenhalts ist, müssen einen die digitalen Substitute – auch abgesehen von ihrem Missbrauchspotenzial – skeptisch stimmen.

Wer weiß, ob wir nach dem territorialen und monetären nicht bereits im *digitalen Feudalismus* leben. Sie sind alle dadurch gekennzeichnet, dass eine kleine sogenannte Elite – Agrokrate, Plutokrate, Technokrate – mit Hilfe des Eigentumsrechts die große Mehrheit der Bevölkerung von sich abhängig zu machen und an die Kandare zu nehmen versteht. Errichte ein Herrschaftssystem, das die Menschen zu Knechten macht, weil sie anders nicht überleben können! Nach diesem Muster ist das heutige monetäre System gestrickt, mit dem die Banken uns alle im Griff haben – und dürfte auch das künftige digitale System der IT-Firmen gestrickt sein, wenn wir nicht aufpassen.

69

Commonismus²⁶

Der Aufbau einer Mensch und Natur achtenden Gesellschaft kann – wenn überhaupt – nur als Gemeinschaftsaufgabe gelingen. Unter den Zwängen des herrschenden Rechts- und Wirtschaftssystems sind solche Vorstellungen Illusion. Dazu braucht es *neue Wirtschafts- und Geldgemeinschaften*. Wenn wir sozial- und umweltverträglich wirtschaften wollen, müssen wir die globalisierte Wirtschaft auf verantwortungsfähige, partizipative Einheiten herunterbrechen. Weder die unsichtbare Hand des Marktes noch die Algorithmen werden es richten.²⁷

Wenn wir ein faires Geld wollen, müssen wir diesen Einheiten die *monetäre Souveränität* zugestehen. Auf Vertrauen gebaute Gemeinschaften sind die unabdingbare Voraussetzung dafür, dass die Menschen überhaupt zum Wohl des Ganzen handlungs- und einflussfähig sein können. Dann ist auch eine *echte Kreditwirtschaft* denkbar, in der jeder jedem vertraut. Es darf sich dabei aber nur um vermittelnde Sekundär-, nicht um geldschöpfende Primär-Kredite handeln. In einer transparenten, gleichberechtigten Gemeinschaft könnten die Bedingungen

wirklich frei geregelt werden. Wir werden nicht umhinkönnen, auf anständige Art mit Geld zu leben. Es wäre sogar vorstellbar, dass das Geld in einer vertrauenswürdigen Umgebung allein in gesprochener Form existiert.²⁸ Wenn wir es aber nicht einmal fertigbringen, auf anständige Art *mit* Geld zu leben, wie sollte es uns gelingen, auf anständige Art *ohne* Geld zu leben?

Im Licht einer vertrauenswürdigen Gemeinschaft, die *Fiatgeld schuldenfrei für alle* schafft und in Umlauf hält, erscheint Marx' Vision einer »Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist«, nicht mehr nur utopisch.²⁹

70

Anmerkungen

- 1 Muschg, Adolf: Gott und das Glück, in: Das Magazin, 09.05.2014: »Wie empört man sich gegen ein System, dessen Komplize man sein muss, um zu überleben?«
- 2 *Geld als Commons* zu denken verdanke ich Ernst Lohoff, der seinerseits Karl Marx zitiert: »[Das Geld] selbst ist das Gemeinwesen und kann kein anderes über ihm stehendes dulden. ... [Das Geld als] das reale Gemeinwesen [ist] das gemeinschaftliche Produkt aller.«, in: Lohoff, Ernst: Trialog Geld als Medium oder (ausgesonderte) Ware? In: Projektgruppe Gesellschaft nach dem Geld (Hrsg.): Postmonetär denken. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2019, S. 151f.
- 3 Steiner, Rudolf: Gesamtausgabe (z. B. über anthrowiki.at), Bd. 34, S. 213f, *Soziales Hauptgesetz* (1905): »Das Heil einer Gesamtheit von zusammenarbeitenden Menschen ist umso größer, je weniger der einzelne die Erträgnisse seiner Leistungen für sich beansprucht, das heißt, je mehr er von diesen Erträgnissen an seine Mitarbeiter abgibt, und je mehr seine eigenen Bedürfnisse nicht aus seinen Leistungen, sondern aus den Leistungen der anderen befriedigt werden. [...] Alle Einrichtungen innerhalb einer Gesamtheit von Menschen, welche diesem Gesetz widersprechen, müssen bei längerer Dauer irgendwo Elend und Not

erzeugen. [...] Worauf es also ankommt, das ist, dass für die Mitmenschen arbeiten und ein gewisses Einkommen erzielen zwei voneinander ganz getrennte Dinge seien. [...] Es ist klar, dass dieses Gesetz nichts Geringeres besagt als dieses: Die Menschenwohlfa \ddot{h} rt ist umso gr \ddot{o} ger, je geringer der Egoismus ist.«

Vgl. auch: Smith, Adam: Wohlstand der Nationen. Engl. Org. 1776: »Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers oder Bäckers erwarten wir unsere Mahlzeiten, sondern von deren Bedachtnahme auf ihr eigenes Interesse. ... Wir wenden uns nicht an ihre Menschenliebe, sondern an ihre Eigenliebe und sprechen ihnen nie von unseren eigenen Bed \ddot{u} rfnissen, sondern von ihren Vorteilen.«

- 4 Suhr, Dieter: Geld ohne Mehrwert. Frankfurt: Knapp, 1983, S. 52ff.
- 5 Kant, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: Werke in 12. Bänden, Band 7: »Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.«
- 6 Vgl. Bockelmann, Eske: Das Geld – Was es ist, das uns beherrscht. Berlin: Matthes & Seitz, 2020.
- 7 Galileo Galilei (1564–1642) zugeschrieben: »Man muss messen, was messbar ist, und messbar machen, was noch nicht messbar ist.«
- 8 Inhaltlich deckt sich der Begriff Einanderversorgung mit den Vorstellungen der Care-Economy-Bewegung. Siehe z. B. »Wirtschaft ist Care« <https://wirtschaft-ist-care.org>
- 9 Selbst der als Sozialdarwinist missverstandene Silvio Gesell (1862–1930) hielt fest: »Der Kurzsichtige ist selbstsüchtig, der Weitsichtige wird i. d. R. bald einsehen, dass im Gedeihen des Ganzen der eigene Nutz am besten verankert ist.« Gesell, Silvio: Die Nat \ddot{u} rliche Wirtschaftsordnung. Lauf bei N \ddot{u} rnberg: Rudolf Zitzmann Verlag, 9. Auflage 1949, darin: Vorwort zur 3. Auflage 1918.
- 10 Plurale \dd{O} konomik <https://www.plurale-oekonomik.de>. Radikal kurz fasst es Christian Felber, Begr \ddot{u} nder der Gemeinwohlo \dd{O} nomie, zusammen: »This is not economy« Vgl. Felber, Christian: This is not economy. Wien: Deuticke 2019. Er zitiert den australischen Volkswirtschaftsprofessor Steve Keen, der klarstellt, dass die »neoklassische \dd{O} konomik ... tats \dd{a} chlich das gr \dd{o} ste Hindernis zum Verst \dd{a} ndnis d \dd{a} fur ist, wie die Wirtschaft eigentlich funktioniert« (S. 9).

11 Kredit allgemein ist die Überlassung von Geld- oder Sachmitteln auf Zeit gegen Zahlung eines Zinses. <http://www.wirtschaftslexikon24.com/d/kredit/kredit.htm>. Wichtig und weithin unbekannt ist die Unterscheidung von Primär- und Sekundärkredit auf der Kreditgeberseite: Mit dem *Primärkredit* wird neues Geld geschaffen, mit dem *Sekundärkredit* wird vorhandenes Geld vermittelt. Gemeinsam ist beiden, dass die Kreditgeber damit die Kreditnehmer zu gewinnträchtiger Produktion treiben können, weil mehr als nur die Kreditsumme zurückgezahlt werden muss.

Bekannter ist die Unterscheidung zwischen *Konsumkredit* und *Produktivkredit* auf der Kreditnehmerseite

72

12 Matthäus-Prinzip: »Denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat.« (Mt 25,29) Die Habenichtse haben schon etwas: ihre Lebenskraft.

13 Gegenwärtig erlebt diese Theorie in Form der Modern Monetary Theory (MMT) eine Neuauflage.

14 Das heutige Geldsystem ist das *Fraktionale Reservesystem mit zwei gesplitteten Kreisläufen*. Es besteht aus dem *Bankenkreislauf* mit staatlichem Geld (Zentralbankgeld, gesetzliches Zahlungsmittel, Geldmenge M_0) für den Zahlungsverkehr zwischen in- und ausländischen Banken und der Zentralbank sowie dem *Publikumskreislauf* mit privatem Geld (Giralgeld, Geldmenge M_1) für den Zahlungsverkehr in Wirtschaft und Staat. Das Publikum – also wir alle – hat keinen direkten Zugang zu staatlichem Geld (Zentralbankgeld oder gesetzliches Zahlungsmittel). Ein kleiner Prozentsatz von M_1 besteht zwar aus *Bargeld* und ist staatliches Geld, das in beiden Kreisläufen umläuft, aber es kann nur über ein Bankkonto bezogen werden. Mit *Reserve* sind die (je nach Nation) 0% bis 2,5% Zentralbankgeld gemeint, die eine Bank (ähnlich dem Gold im Goldstandard) für ihre Kreditgeldschaffung vorhalten muss. Wobei sie diese Reserven problemlos von der Zentralbank bekommt, sollte sie einmal zu viele Kredite vergeben haben.

15 Warum müssen beide Kreisläufe zu sich immer weiter öffnenden Spiralen werden? Da es (im Gegensatz zur landläufigen Meinung) die Geschäftsbanken sind, die *proaktiv* Giralgeld schöpfen und die Zen-

- tralbank die Begehren der Banken nur *reaktiv* erfüllt, müssen sich beide Kreisläufe zu Spiralen erweitern.
- 16 Warum und wie es möglich war, dass der Staat sich dazu hergegeben hat, sich das verfassungsmäßige Geldregal aus den Händen nehmen zu lassen, spricht freilich Bände: vgl. Zarlenga, Stephen: *Der Mythos vom Geld – die Geschichte der Macht*. Zürich: Conzett, 1999.
- 17 Man kann berechtigterweise die Frage aufwerfen, ob das Giralgeld der Banken überhaupt Geld sei. Ein Kredit schafft eine Forderungsbeziehung, aber kein Geld. Nur ist genau das der Trick: Die Banken täuschen mit ihrem Giralgeld ex ante werthaltige Zahlungseinheiten vor und fordern dann vom Schuldner, deren Wert im wirtschaftlichen Tätigsein ex post zu erzeugen. Zudem eignet sich das Giralgeld genauso gut oder viel besser zum Zahlen wie das Bargeld. Was soll man da kritisieren?
- 18 Das *Geldregal* beinhaltet drei staatliche Vorrechte:
1. die Bestimmung der Währung, in der Regel als nationale Währung (Währungseinheit)
 2. die Ausgabe der Zahlungsmittel in dieser Währung (Geldschöpfung)
 3. die Einnahme des Geldschöpfungsgewinns zugunsten der öffentlichen Kassen (Seigniorage).
- 19 Der *Ankauf von Vermögenswerten* (Wertpapiere, Liegenschaften, Gold etc.) mit selbst geschöpftem Geld ist neben der Kreditvergabe die zweite Art der Geldschöpfung. Obwohl sie der noch vernichtendere Schlag gegen das Marktmodell und das noch größere »Bankgeheimnis« als die Kreditgeldschöpfung ist, betrifft sie das Schuldengeld-Thema nicht direkt.
- 20 Vgl. Binswanger, Hans-Christoph: *Die Wachstumsspirale – Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses*. Marburg: Metropolis, 2006.
- 21 Goethe J. W.: Faust I, Monolog (V. 354ff): Was die Welt (nicht die soziale) im Innersten zusammenhält: Faust will das mit Hilfe der Magie herausfinden. Das Zwischenmenschliche ist für ihn kein Thema.
- 22 Fuster, Thomas: *Zerfällt das Vertrauen in Geld, zerfällt auch die Gesellschaft*, NZZ, 12. 10. 2018; Stark, Jürgen: *Vertrauen ist und bleibt die Hartwährung – zur Zukunft des Geldes*, NZZ, 08. 02. 2020;

Odendahl, Christian: *Finanzkrisen sind Vertrauenskrisen*, Makronom, 10.03.2020; *Vertrauen – Kern des Geldes*: <https://www.bundesbank.de/de/aufgaben/themen/vertrauen-kern-des-geldes-663226>.

- 23 Aufderheide-Kohl, Tobias: Monetäre Mechanismen, in: Projektgruppe Gesellschaft nach dem Geld (Hrsg.) *Postmonetär denken*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2019, S. 137ff.
- 24 Lohoff, Ernst: Trialog Geld als Medium oder (ausgesonderte) Ware? In: Projektgruppe Gesellschaft nach dem Geld (Hrsg.) *Postmonetär denken*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2019, S. 152.
- 25 »In code we trust« Slogan bei der Tagung *Our Money, our banks, our country* vom 5. Februar 2018 am Gottlieb Duttweiler Institut in Rüslikon bei Zürich.
- 74 26 Sutterlütti, Simon/Stefan Meretz: *Kapitalismus aufheben*. Hamburg: VSA-Verlag, 2018, Kp. 6, S. 154ff.
- 27 Pioniere des Commonismus waren E. F. Schumacher (1911–1977) und Leopold Kohr (1909–1994): Kohr, Leopold: *Das Ende der Großen. Zurück zum menschlichen Maß*. Salzburg, Otto Müller 2002; Schumacher, E. F.: *Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Alternativen für Wirtschaft und Technik (Small is Beautiful)*, Reinbek: Rowohlt, 1977.
- 28 »We might even suggest that in a world where trust and memory were perfect, money could exist purely in spoken form. A seller could receive a spoken credit and could pass this on to her own creditors in settlement of her debts using only language.« Vgl. Armstrong Phil/Kalim Siddiqui: *The case for the ontology of money as credit: money as bearer or basis of »value«*, in: *real-world economics review*, issue no. 90 (2019), S. 98ff. (<http://www.paecon.net/PAEReview/index.htm>).
- 29 »An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.« Vgl. Marx, Karl/Friedrich Engels. In: *Manifest der kommunistischen Partei*, MEW 4, London 1848, S. 482.

Wie könnte eine Welt ohne Geld aussehen?

Oder besser: Wie kommen wir zum guten Leben?

75

Agathe¹ habe ich im Umsonstladen in Tübingen kennen gelernt. Sie erzählt gerne und mit Begeisterung von Erfahrungen und Beobachtungen, die sie dort macht, und spannt mit Leichtigkeit den Bogen zu einem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang. Ich habe sie gebeten, den Faden weiterzuspinnen. Ihre Gedanken zu einer Welt ohne Geld habe ich gekürzt und möglichst nahe an ihren eigenen Worten niedergeschrieben.

Agathe: »Eine Welt ohne Geld – aber doch nicht ganz«

»Das erste ist dieser Unterschied zwischen Welt und Gesellschaft. Ich kann mir eine Welt ohne Geld sehr gut vorstellen. Das wäre eine Welt ohne Menschen. Denn Geld ist eine Erfindung des Menschen, das gibt es ohne den Menschen nicht. Die Menschen haben das Geld nicht erfunden, es ist stufenweise entstanden. Deswegen, so würde ich sagen, ist das Geld auch nur stufenweise wieder aus unserer DNA herauszukriegen. Nein, nicht aus der DNA, aber aus der Art, wie wir denken. Es funktioniert ja nichts ohne Geld. Selbst so etwas Banales wie das Wasser, das man zum Leben braucht. Es gibt

gewisse Dienstleistungen, die in unserer Gesellschaft von außen kommen, die wir nicht mehr selbst bewältigen. Wir können auch nicht zu den Stadtwerken gehen und sagen: »Hier ist eine Kuh für meine Wasserrechnung.« Das funktioniert nicht. Ich kann aber zu meiner Nachbarin gehen und fragen: »Kannst du meine Tür reparieren? Ich koch dir ein Essen.« Das funktioniert, wenn man die Nachbarin kennt und weiß, was sie gerne haben möchte. Aber in einer komplexen, globalisierten Welt funktioniert das nicht.

76 Ich sehe auch den Nutzen von Geld. Wenn ich Geld habe, kann ich damit in einen Laden gehen und das kaufen, was ich möchte. Es gibt diesen Gegensatz zwischen Zeit haben und Geld. Ich habe sehr viel Zeit, weil ich nicht jeden Tag das Haus verlasse, um Geld zu verdienen. Ich kann Kirschen pflücken gehen. Ich habe Zeit, Kleider zu flicken, statt neue Kleider zu besorgen. Das ist meine Entscheidung., Ich habe lieber die Zeit, diese Dinge selbst zu machen, als jemanden zu bezahlen, der mir das Obst liefert oder mir neue Kleider näht. Eine Welt ohne Geld wäre eine entschleunigte Welt, weil man dem Geld nicht mehr hinterherrennen würde.

Ich habe das Geld in meinem Portemonnaie, bis ich es brauche, etwas zu kaufen. Diese Zwischenphase im Geldbeutel sehe ich aber kritisch. Geld ist meiner Meinung nach eine Form von Macht. Je mehr Geld ich habe, desto größer ist meine Macht. Diese Macht muss mit gesellschaftlichen Regeln eingedämmt werden. Da sind nicht die zwanzig Euro problematisch, die jemand neben mir im Portemonnaie hat. Problematisch ist, dass Menschen Milliarden haben und dass es Menschen gibt, die nicht einmal genug haben, um sich Essen zu kaufen. Da ist ein gigantisches Machtgefälle, das abgeschafft gehört, weil es den Menschen schadet.

Wir dürfen Geld, wenn wir es ersetzen, nicht durch etwas Alleiniges ersetzen. Wir müssen eine pluralistischere Gesellschaft werden. Ich bin der Meinung, dass wir eher gesellschaftlich orientiert sein müssten. Wenn jemand sein Leben damit verbringen möchte Gitarre zu spielen, weil es ihm Spaß macht, sollte er schon auf das Publikum achten. Aber es darf nicht so sein, dass man sagt, wenn ihn nur fünf Leute mögen und jemand anderer hat 100 Fans, dann sollte der mit den 100 Fans weiter Musik machen dürfen und der mit fünf Fans nicht.

Wäre ein Leben ohne Geld automatisch ein bescheideneres Leben? Wäre eine Welt ohne Geld automatisch eine »weniger entwickelte« Welt, in der man weniger weit reisen kann, in der man weniger Produkte zur Verfügung hat? Ich würde sagen: hoffentlich. Ich fände es gar nicht so schlecht, wenn wir als Menschen ein bisschen bescheidener werden würden. Ich glaube, die Menschen sind glücklich in einem Zustand, in dem sie genau so viel haben, wie sie brauchen. Das heißt nicht, dass jeder Mensch gleich viel braucht. Jeder braucht in die eine oder andere Richtung mehr von diesem oder mehr von jenem. Wenn ich beim bedingungslosen Grundeinkommen jedem Menschen gleich viel Geld gebe, ist nicht gesagt, dass gleich viel Glück dabei herauskommt. Trotzdem wäre ich auf jeden Fall erst einmal für ein bedingungsloses Grundeinkommen als Übergang. Das ist definitiv ein Projekt, das wir ausprobieren sollten. Dabei würden wir viele Dinge lernen. Ich habe die Hoffnung, dass es tatsächlich passieren wird und dass ich es noch erleben werde.

Was ich nicht erleben werde, das ist die Abschaffung des Geldes. Ich werde vielleicht eine größere Reform des Geldes erleben, aber ich glaube, es wird etliche Generationen brauchen, um das Geld einfach wegzuspülen. Das ist viel zu tief in uns drin, das ist omnipräsent. Es wird eine Pendelbewegung zurück

geben, hin zu anderen Modellen mit Geld oder hin zu Modellen mit weniger Geld, weniger Ressourcen-Verbrauch. Man wird irgendwann gar nicht mehr verstehen, was das mit dem Geld eigentlich war. Wir sollten also daran arbeiten, die Grundbedürfnisse der Menschen anders zu befriedigen. Ich glaube, wenn wir den Menschen wieder mehr Zeit geben, wenn wir die Ansprüche herunterschrauben, dann sind wir schon mal viel weiter in Richtung Gesellschaft ohne Geld.

78 Worüber wir überhaupt noch nicht gesprochen haben ist die Tatsache, dass Menschen, die viel Geld und damit Macht haben, diese Macht nicht abgeben wollen. Ich glaube, dass Menschen nicht grundsätzlich über anderen Menschen stehen wollen. Ich glaube, man kann diesen Trieb in den Menschen kanalisieren, ohne dass es dazu kommt, dass Menschen über andere regieren müssen. Wir müssen anfangen, unsere Kinder so zu erziehen, dass sie diese Macht nicht als etwas Erstrebenswertes sehen.

Eine Gesellschaft ohne Geld erfordert einen soliden Rahmen. Es muss eine Gesellschaft sein, in der es Schiedsinstanzen gibt, in der man Konflikte lösen kann, in der es Regeln gibt, die dafür sorgen, dass diese Konflikte gar nicht erst entstehen. Grundsätzlich: Eine Gesellschaft ohne Geld muss eine Gesellschaft sein, in der alle Menschen die gleichen bürgerlichen Rechte haben.

Um dahin zu gelangen, müssen wir noch viel lernen. Diese Erfahrungen müssen wir erst noch machen. Dafür ist der Umsonstladen, wo wir uns getroffen haben, zum Beispiel ein schöner Ort. Es ist ein Ansatz, der komplementär zur Geldwirtschaft sehr gut ohne Geld funktioniert. Ein Umsonstladen ist ein Raum, da geht man rein und räumt seinen Gegenstand an einer Stelle ein, wo andere Leute ihn finden können. Und je-

der andere Mensch, egal ob reich oder arm, kann kommen und Gegenstände mitnehmen. Die Leute sagen oft, dass die Atmosphäre da einfach schön ist, weil man keinen Tausch hat, weil man nicht den Eindruck hat, etwas zu erbetteln. Der Umsonstladen hat früher einfach so funktioniert: Es gab diesen Raum, man konnte reingehen und es gab niemanden, der aufgepasst hat. Immer mal wieder wurde aufgeräumt, alle paar Monate. Das hat sich geändert, als 2015 die Flüchtlingswelle nach Deutschland kam. Weil dann auf einmal so unglaublich viele Sachen gebracht wurden, dass man überhaupt nicht mehr durchkam. Zugleich kamen sehr viele Flüchtlinge, die Teller haben wollten, Kleider oder um irgendwas Schönes in ihrem Zimmer zu haben. Und da hat es dann nicht mehr funktioniert ohne Aufsicht, ohne Öffnungszeiten. Das heißt, es wurde so etwas wie diese Schiedsinstanz eingeführt, die ich vorhin erwähnt habe. Es gab Menschen, die geholfen haben, die Dinge einzuräumen und bei Konflikten zu vermitteln, die manchmal auftauchen, wenn zum Beispiel zwei Menschen den gleichen Gegenstand haben wollen. Diese Praxis, die fehlt uns völlig, wenn wir uns vorstellen, wie eine Welt ohne Geld aussehen könnte.

79

Eine Welt ohne Geld ist für mich Teil des umsonstökonomischen Ansatzes. Ich sehe kein fertiges Konzept, aber ich sehe einen pluralistischen Ansatz. Es sollte Kaufläden geben. Es sollte Tausch möglich sein. Es sollte Umsonst-Ökonomien geben. Ich gebe etwas und erwarte nichts zurück. Und es sollte etwas geben, das neutral ist, weil ich auch mal zum Arzt oder zur Apothekerin muss und die irgendwie entlohnen muss. Das ist selbstverständlich ein Widerspruch. Ich sehe, dass Geld nützlich ist, und ich sehe, dass Geld schädlich ist. Es ist beides.«

Zurück zur Ausgangsfrage

Erst nachdem ich Agathes Überlegungen gelesen habe, ist mir klar geworden, dass ich ihr die Frage anders hätte stellen sollen. Wenn ich frage, wie eine Welt ohne Geld aussehen könnte, nehme ich das Geld mit auf die Reise. Ich mache es zum Ausgangspunkt (»mit Geld«) und zum Ziel (»ohne Geld«) meiner Überlegungen. Meine Gedanken kreisen darum, anstatt sich davon zu befreien. Gleichzeitig mache ich mit dieser Frage (fast) alles zum Thema, weil sämtliche Lebensbereiche von einer Abschaffung des Geldes betroffen wären. Vor einer solchen
80 Vorstellung schrecken die meisten zurück und erklären sie von vorneherein für unmöglich.

Wie Agathe ausgeführt hat: Geld ist omnipräsent, und selbst da, wo wir nicht mit Geld umgehen, wirkt es in unserem Denken. Es verstellt uns den Blick, wenn wir versuchen, uns unser Zusammenleben und unser Wirtschaften anders vorzustellen. Nicht nur das, es verstellt uns den Blick auf all das, was vor unseren Augen täglich ohne Geld getan wird und ohne Geld geschieht. Sei es im engsten Familien- und Freund*innenkreis, in Vereinen und Initiativen, ja selbst in Unternehmen oder in den unzähligen Commonsprojekten weltweit. Es gibt sie, die Erfahrungsräume eines geldlogikfreien Handelns – häufig jedoch behindert und durch den verinnerlichten Umgang mit Geld auf Bonsai-Größe zurechtgestutzt.

Es geschieht so vieles ohne Geld, einfach so, in der Natur. Die Luft, die wir atmen, das Wasser, das uns erfrischt, und all die vielen Pflanzen und Tiere werden und vergehen ohne Geld. Keine Landwirtin kann irgendeine Saat oder ein Tier produzieren. Sie kann entscheiden, was sie anpflanzt, welche Tiere sie heranwachsen lässt. Sie kann dabei für bessere oder schlechtere Bedingungen sorgen – aber »machen« kann sie diese nicht.

Wenn ein Bauer von seinen »Flächen« spricht anstatt von seinem steilen Weidehang, vom schweren Acker, von der bewaldeten Hügelkuppe, dann rechnet er ab für die Formulare der Direktzahlungen. Die Vorstellung einer »Fläche« ebnet alles ein. Die natürlichen Eigenschaften und Merkmale verlieren sich, und man legt ein geometrisches Raster darüber, alles, was zuvor sehr unterschiedlich war, wird quantifizierbar und vergleichbar.² Sich diesen, meist unhinterfragten Gegebenheiten zu entziehen ist ein Kraftakt, nicht nur physischer Art. »Das Schwierigste war, meinen Kopf frei zu bekommen«, war die Antwort des Jungbauern Matthias auf meine Frage, wie er es geschafft hat, eine regenerative Landwirtschaft aufzubauen. Er hat mit kleinen Schritten begonnen und sich dabei vom Boden, von der Erde leiten lassen. Was er immer noch tut.

81

Auf seinem Hof mit eigenen Augen zu sehen und mit den eigenen Händen zu spüren, wie innerhalb von drei Jahren aus betonharten Ackerschollen krümelige, lebendige Erde wurde, macht mir Mut. Es gibt sie, die unzähligen kleinen und großen Schritte in eine entschleunigte, achtsamere Wirtschafts- und Lebensweise. Ich begegne mehr und mehr jungen Menschen, die diese Schritte mit Entschlossenheit gehen, weil sie wissen, dass es ums Ganze geht. Wir brauchen grundlegende Veränderungen in unserem Denken und Handeln bis hin zu einem Paradigmenwechsel in der Ökonomie, wie ihn zum Beispiel Silja Graupe skizziert, die vom Gemeinsinn als dem dynamischen Fundament von Wirtschaft und Gesellschaft spricht.³ Und wenn ich »wir« schreibe, dann meine ich damit alle – alle Menschen auf diesem Planeten. Denn wir sind alle davon betroffen, auch wenn es einigen von uns weniger schmerzhaft vor Augen ist als anderen.

Viele beteiligen sich daran, Lösungen zu finden, die über die gängigen Ansätze hinausgehen, ganz persönlich im Privaten, in der Öffentlichkeit, in gemeinnützigen Initiativen, in Unternehmen. Das geschieht auf lokaler und auf globaler Ebene. Obwohl sie alle einen Unterschied machen, hat sich übers Ganze gesehen nichts zum Besseren gewendet: Der Klimawandel wird immer spürbarer, zwischen Arm und Reich öffnet sich ein Abgrund, und das Artensterben geht in erschreckendem Ausmaß weiter. Dem müsste nicht so sein, wenn wir es wagten, hinter den »Schleier des Geldes« zu blicken. Dann würden wir erkennen, wie es wirkt, und welche Zusammenhänge zwischen ihm und den übergroßen Problemen bestehen, die wir zu lösen haben. Wir würden verstehen, warum wir nicht in dem Maß weiterkommen, wie wir es bräuchten. Für mich ist klar, dass alle Schritte zählen, die kleinen wie die großen, mit und ohne Geld. Für mich ist aber auch klar, dass wir so lange kreuz und quer gehen, wie wir nicht wahrhaben wollen, dass das Streben nach »immer schneller, immer mehr« in unserer Wirtschaft im Geld selbst angelegt ist.⁴ Damit will ich die großen (und kleinen) Probleme unserer Zeit nicht aufs Geld reduzieren und darauf pochen, wir müssten es nur abschaffen und alles wäre gut. Dem ist nicht so. Aber es kann nicht besser werden, wenn wir die Wirkkräfte des Geldes nicht verstehen oder nicht wahrhaben wollen.

Ich wünsche mir eine Welt ohne Geld allein deshalb, weil ich es absurd finde, dass wir den Großteil unseres Lebens damit verbringen, zu Geld zu kommen, mit dem wir dann zu dem kommen, was wir eigentlich zum Leben brauchen, anstatt uns unmittelbar darum zu kümmern. Es macht einen Unterschied, ob ich Pflanzen und Tiere pflege und mich liebevoll um sie kümmere, oder ob ich sie mit möglichst wenig Aufwand, sprich we-

niger Kosten, möglichst schnell »abernte«. Mir ist unverständlich, wie wir dabei immer bedrohlichere Kollateralschäden in Kauf nehmen. Ich bin überzeugt, dass wir nicht weniger innovativ wären, wenn wir uns um das kümmern würden, woran uns wirklich gelegen ist. Vielleicht wären die meisten Menschen sogar kreativer, als sie es heute unter dem Regime des Geldes sind. Trotzdem glaube ich nicht, dass wir das Geld abschaffen sollten. Zu abrupt wäre der Übergang in eine andere, vielfältigere Versorgungsweise. Es würde genügen, zu erkennen, wie unser Geld tatsächlich wirkt. Wir würden unsere Kräfte bündeln und Lösungen umsetzen, die zurzeit undenkbar sind. Erste Ansätze dazu sind immerhin schon da.⁵

83

Agathe würde ich heute fragen, wie wir in eine Welt finden, in der sogenannte Produktionsfaktoren wieder das sein dürfen, was sie eigentlich sind: Menschen, Tiere, Böden und Pflanzen. Die Voraussetzung, um gemeinsam gut leben zu können.

Empfehlungen der Autorin

Bockelmann, Eske: Im Takt des Geldes. Zur Genese modernen Denkens, Springe: zu Klampen Verlag, 2004.

Bockelmann, Eske: Das Geld. Was es ist, das uns beherrscht, Berlin: Matthes & Seitz, 2020.

Helfrich, Silke/ Bollier, David: Frei, fair und lebendig – Die Macht der Commons, Bielefeld: transcript, 2019.

Preissing, Sigrun: Beitragen und äquivalentes Tauschen. Alternatives Wirtschaften in Praxis und Theorie. Königstein/ Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2016.

Sutterlützi, Simon/ Meretz, Stefan: Kapitalismus aufheben. Eine Einladung, über Utopie und Transformation neu nachzudenken, Hamburg: VSA Verlag, 2018.

Anmerkungen

- 1 Agathe Mulot ist Historikerin und schreibt an einem Fantasy-Roman. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Tübingen.
- 2 Vgl. Weiss, Jakob: Zum blinden Fleck im Komplex »Schweizer Landwirtschaft«, Referat an der Paulus-Akademie Zürich vom 9. Januar, 2019, <https://www.bioforumschweiz.ch> (2. 8. 2020).
- 3 Vgl. Graupe, Silja: Der Gemeinsinn als dynamisches Fundament von Wirtschaft und Gesellschaft, Working Paper Serie Nr. 59, 2020/05, www.cusanus-hochschule.de (2. 8. 2020).
- 4 Vgl. Bockelmann, Eske: Das Geld. Was es ist, das uns beherrscht. Berlin: Matthes & Seitz, 2020.
- 5 <https://www.inselnmithafen.org> (02. 08. 2020) und <https://www.verantwortung-erde.org> (02. 08. 2020).

Wirtschaften mit, ohne oder mit anderem Geld

Nach einer Reise, die fast einen Tag dauert, komme ich an meinem Ziel an, ein Bauernhof in Ostdeutschland. Ich erkenne sofort, dass das ein besonderer Ort ist. An mehreren Tischen unter Bäumen sitzen kleine Gruppen von Menschen in der Nachmittagssonne, in Gespräche vertieft, manche bei Kaffee und Kuchen. Ich weiß, hier werden Kartoffeln produziert. Aber wer arbeitet hier? Ich weiß auch, dass hier niemand für irgendetwas bezahlt wird. Das Anbauen, Ernten, der Erhalt der Infrastruktur wird von denen gemacht, die freiwillig dazu beitragen. Auch die Kartoffeln sind nicht verkäuflich. Sie werden von ca. 800 Menschen, die dem Netzwerk angehören, angebaut, geerntet und gegessen. Deswegen bin auch ich hier. Ich will beim Ernten der Kartoffeln helfen. Die, die ich mitnehme, werde ich nicht bezahlen. Wie viele ich mitnehme, entscheide ich selbst. Da ich mit dem Zug gekommen bin, werden es nicht viele sein. Eine mir bislang unbekannte Person empfängt mich herzlich.

Die positiven Rückmeldungen auf meine Kochergebnisse für Gruppen ermutigen mich zu dem Angebot, heute für alle zu kochen. Leider ist nicht mehr viel Zeit. Ich schlage ein Nudelgericht vor. Etwa 40 Personen haben Hunger. Ich frage, ob genug Nudeln da sind. Nein, die müssten noch gekauft werden. Auf ein Auto, welches ich dazu nehmen könnte, wird ge-

zeigt. Geld? Ob ich keines hätte? Ob ich jemanden der An-den-Tischen-Sitzenden fragen könnte? Ich bin irritiert. Ich bin doch zum Helfen da. Kostenlos, ehrenamtlich. Da bezahle ich doch nicht für die Nudeln. Ich finde es unhöflich, darum gebeten zu werden. Ich bekomme ja schließlich auch kein Geld fürs Kochen.

86 Dann wird mir die Konsequenz, mit der das Experiment schon seit Jahren gelebt wird, erst so richtig klar. Alles, was gebraucht, verbraucht, mitgebracht, mitgenommen wird, liegt in der gemeinsamen Verantwortung derer, die da sind. Ich bin nicht zum Helfen da, ich bin kein Gast. Nein, ich bin für ein paar Tage Teil des Ganzen, kümmere mich also auch mit darum, wo das Geld für die Nudeln herkommt, wenn ich gerade welche kochen möchte. Selten habe ich so deutlich gespürt, wie tief es sitzt, mein Denken: »Ich gebe dir, also gibst du mir.« Kein Wunder. Ich praktiziere es täglich, indem ich Geld gebe oder nehme. Und selten ist mir so deutlich geworden, wie sehr es mich trennt – in diesem Beispiel von der gemeinsamen Verantwortung. Es ist so einfach, zu kaufen, was ich brauche. Da muss ich nicht hinschauen, woher das kommt. Muss nicht darüber nachdenken, muss nicht sehen, wer die Paprika angebaut hat, die ich vielleicht in die Soße schneide. Flüchtlinge, die in den Gewächshäusern leben, in denen sie sie ernten?

Ein paar Tage später erkläre ich mich noch einmal bereit, die Verantwortung für das Zubereiten eines gemeinsamen Abendessens zu übernehmen. Zwei weitere Menschen haben Lust, mir zu helfen. Das Essen wird draußen gekocht, unter dem großen Dach einer gut eingerichteten Außenküche. Ich wundere mich, was alles da ist: eine Kartoffelschälmaschine, eine Fritteuse und ein Gerät zum Pommes frites Schneiden, zwei ca. 80 x 80 cm große gasbetriebene Bratflächen, eine große Doppel-

spüle, Edelstahlzubereitungstische, große Schüsseln, Töpfe. Alles hat irgendwann irgendjemand mitgebracht, erfahre ich. Nichts wurde gekauft. Aus dem Keller holen wir ein Sack frisch geernteter Kartoffeln. Einen Kellerraum weiter lagern zahlreiche Obstkonserven, die irgendwer eingekocht hat. Es ist entschieden: Heute gibt es Kartoffelpuffer mit Apfelbrei. Ein Dachboden wird mir gezeigt. Große Mengen Zwiebeln liegen zum Trocknen aus. Ich nehme welche mit. Ein paar Salatköpfe werden mir über den Zaun gereicht, der den Gemüsegarten vor den Schafen schützt. Einkaufen muss ich diesmal nichts. Alles ist da, alles gehört denen, die es brauchen. Schneidebretter fehlen noch. Ich werde in ein anderes Gebäude geschickt. Im Erdgeschoss befindet sich eine weitere Küche. Die Schränke sind aus Vollholz. Jeder Möbelgriff individuell handgeschmiedet. »Wer könnte es sich leisten, die zu kaufen?«, denke ich.

87

Dieser Reichtum ist mir nicht unbekannt. Ich kenne ihn auch aus anderen Zusammenhängen, wo sich Menschen zusammmentun, ohne sich gegenseitig zu bezahlen. Auch wenn das Geld oft knapp ist, ist so viel Reichtum da: ein Brückengeländer aus Sandstein, aus dessen Pfosten jemand einen Tierkopf gemeißelt hat, Werkstätten, die nach Absprache genutzt werden können, getöpferes Geschirr, ein Schwimmbad, jemand, der dir die Haare schneidet oder mit deinen Kindern zum See fährt, ein Konzertabend mit einer hochprofessionellen Band, die kostenlos spielt, weil sie klasse findet, was »wir« machen, ein kapitalismuskritisches Seminar, riesige leere Räume oder ein großes Zirkuszelt, in die man sich bei Regen zurückziehen kann, Übernachtungsmöglichkeiten im Bauwagen, eine selbstgebaute Blockhaussauna am Waldrand mit kleinem See, Fußbodendielen aus dem eigenen Wald, Erfahrungsaustausch und Geschichtenerzählen mit schwarzem Johannisbeerwein am

Lagerfeuer, Erzählungen von Besucher*innen aus aller Welt mit dem Angebot, sie doch in ihrem Zuhause zu besuchen, ganz viel lernen, wie zum Beispiel Umgang mit Konflikten, Moderation von Gruppentreffen, Treckerfahren, die Vor- und Nachteile unterschiedlicher rechtlicher Konstrukte, Regenwasserschutz von Lehmmaußenwänden usw. All das muss ich nicht mit Geld bezahlen, gegen irgendetwas tauschen. Das Geld hätte ich auch nicht. Vieles wäre mit Geld ohnehin nicht zu bekommen.

88 Wieder spüre ich die faszinierende Energie, die entstehen kann, wenn sich viele Menschen zusammentun. Es hat dann doch länger gedauert als geplant. Das wird uns verziehen. Wir servieren die Kartoffelpuffer, verteilen das Apfelmus, die mit Borretsch- und Kapuzinerkresseblüten verzierten Salatschüsseln auf die Tische im Garten und genießen den Applaus für unser Abendessen. So wie die anderen gestern, die die Pizza im Lehmbackofen gebacken haben, den auch irgendwann mal jemand gebaut hat.

Ich habe eine gesonderte E-Mail-Adresse, über die ich Artikel im Internet bestelle. Ich habe es hinbekommen, dass nur hier Angebote wie »10 000 € pro Tag verdienen«, »supergünstige Sofortkredite« ankommen. Weil ich selten übers Internet bestelle, schaue ich auch selten hinein. Mein Müllpostfach, sozusagen. Hier landet, was ich nicht sehen will. Es ist bestimmt kein Zufall, dass ich diese Adresse angegeben habe, falls noch Rückfragen kommen zu meinem Antrag auf ergänzendes Hartz IV. Diese staatliche Geldleistung habe ich schnell genehmigt bekommen. Sie wurde nötig, weil unser Restaurant, welches ich gemeinsam mit vielen anderen betreibe, coronabedingte Umsatzeinbußen von nahezu 100 % verzeichnete und mir mein Lohn nicht mehr ausbezahlt werden konnte. Meine »Betreu-

erin« bittet mich per E-Mail um Rückruf, um mit mir über meine berufliche Zukunft zu sprechen. Dass es ein automatisches Anschreiben ist, weiß ich schon. So weiß ich auch, dass die Ankündigung, dass bei Nichtkooperation die Leistungen gekürzt oder eingestellt werden »müssen«, nicht von ihr persönlich ist. Die E-Mail ist schon ein paar Tage alt. Ich war schon etwas unruhig im Urlaub, mit dem Fahrrad in Deutschland unterwegs. Thailand wäre vielleicht billiger gewesen. Unruhig war ich, weil ich ja nicht ohne Bescheid zu geben in Urlaub hätte fahren dürfen. Jetzt muss ich sie anrufen. Ich habe keine Wahl. Ich bin gezwungen. Es fällt mir sehr schwer, mich zu etwas zwingen zu lassen. Zwang ist bei mir nicht nötig. Ich halte mich für einen einsichtigen, verantwortungsvollen Menschen. Wenn ich dem Zwang nicht nachgebe, riskiere ich, mein Zimmer in der WG, mein Essen und vieles mehr nicht mehr bezahlen zu können. Natürlich rufe ich sie zurück. Sie ist freundlich, sie möchte mich nicht »belästigen« Eine Frage, die ich auch von vielen anderen kenne, liegt mir auf der Zunge: »Warum wird mir viel zu wenig Geld ausbezahlt?« Ich stelle sie nicht. Ich will die unangenehme Situation kurzhalten und warte lieber das Ergebnis meines schon schriftlich eingelegten Widerspruchs ab. Ich empfinde das als entwürdigend.

89

Zum Glück habe ich gelernt, mich so zu organisieren, dass ich für vieles, was ich zum Leben brauche, weniger Geld benötige. Ich kann aber auch gut verstehen, dass Menschen es als Freiheit empfinden, Geld zu haben. Auch mir geht es manchmal so. Was aber häufig vergessen wird: Wir sind gezwungen, vieles was wir tun, für uns, für andere, zuerst in Geld umzuwandeln. Freiheit? Ich kann nicht mit einem Sack Kartoffeln in den Zug steigen. Ich muss ihn zuerst zu Geld machen. Wenn mir

das nicht gelingt, komme ich von der Kartoffelernte nicht nach Hause. Oder verliere mein Dach über dem Kopf. Dann bin ich, wie so viele andere, ausgeschlossen, weil es das Geld gibt.

Es fühlt sich für mich freier an, wenn ich das, was ich zum Leben brauche, ohne Geld nehmen – und geben – kann. Das hat auch mit meiner Geschichte zu tun:

90 Ich befinde mich in irgendeinem meiner 18 gelebten Jahre in einer großen Kommune in Deutschland. Ich bin in einer Besprechung im Schreinerkollektiv, dem ich mich von Anfang an angeschlossen habe. Wir haben gerade darüber geredet, dass wir nächste Woche beginnen können, die von uns hergestellten Fenster in einem unserer Gebäude einzubauen. Es stellt sich die Frage, ob noch genug Jutewolle da ist. Mit dieser Wolle werden wir die Fugen, die zwischen Fensterrahmen und Fachwerk entstehen, ausstopfen. Damit keine Kältebrücke entsteht. Ja, ein ganzer Sack sei noch da. Eine weitere Frage zu diesem Dämmstoff aus Pflanzenfaser taucht auf. Ob wir es riskieren sollen, im Angebot für ein paar Fenster für die Nachbarschaft das Ausstopfen mit Jutewolle als Posten mit aufzunehmen. Klar ist, dass wir im Wettbewerb mit anderen Anbietern dann keine Chance auf den Auftrag haben. Denn die nehmen die Dose und schäumen die Fugen mit PU-Schaum aus. Das geht sehr viel schneller, ist somit billiger, kommt für uns aber nicht in Frage, weil es ökologisch ein großes Problem ist. Wir entscheiden uns, wie so häufig, für die »unbezahlte« ökologische Variante im Angebot, bieten den Preis fürs Ausschäumen an und werden die Fugen ausstopfen. Hier wird mir wieder deutlich, dass wir in der Kommune in einer anderen Welt leben. Wenn wir für uns in unseren Gebäuden Fenster einbauen, stellt sich diese Frage nicht. Da suchen wir nicht nach der preisgünstigs-

ten Variante. Denn wir bezahlen uns nicht untereinander, in unserer gemeinsamen Ökonomie. Innerhalb der Kommune gibt es kein Geld, keinen Wettbewerb um die günstigsten Angebote. Da ist es selbstverständlich, dass wir die ökologischere Variante wählen. Und wenn etwas in unserer Schreinerei so gebaut werden kann, dass es deutlich länger hält, machen wir das auch. Für uns. Es kostet ja nicht mehr. Auf »dem Markt« hat es aber oft keine Chance.

Jetzt möchte ich aber los. Ich habe mir drei Tage Zeit genommen, unser größtes Fest in der Kommune, das Hoffest, mit vorzubereiten. Irgendwie hat es sich so entwickelt, dass ich es immer bin, der sich um die Dekoration kümmert. Was ich jetzt noch nicht weiß ist, wie viele Leute ich von meiner Idee begeistern kann, mich dabei zu unterstützen, dieses Jahr unsere noch leerstehende hässliche Halle zu dekorieren. Sie wird bald umgebaut, soll in diesem Jahr jedoch zum Hoffest zum Tanzen genutzt werden. Zuerst einmal bin ich ratlos. Drei Tage später ist sie nicht mehr zu erkennen. Unbedruckte Papierbahnen, Reste aus einer Zeitungsdruckerei, hängen mal mehr, mal weniger nah vor den Wänden, von der Decke bis zum Boden. Die Wände sind nirgends mehr zu sehen. An der Stirnseite des Raumes hängen die Bahnen mit größeren Abständen auch hintereinander. Manche Papierstreifen sind beleuchtet. Auch die Scheinwerfer sind nicht sichtbar, weil sie von davorhängenden Bahnen verdeckt sind. Es ist ein Raum ohne erkennbare Grenze. Plötzlich kommt irgendwoher Musik, Akkordeon, Trompete, Geige. Dann tauchen die Musiker*innen zwischen den Bahnen auf. Der Tanz beginnt.

Für Geld hätte ich es nicht getan. Ich hätte wahrscheinlich ein Angebot abgeben müssen. Ich hätte mich beeilen müssen, damit der Preis niedrig bleibt. Ich hätte einen Plan machen, das

Ergebnis absprechen müssen, um es anbieten zu können. Dabei war das Ergebnis gar nicht klar. Es ist im Tun entstanden. So wie das gesamte Fest. Ein Großteil der ca. 50 Kommunard*innen trägt jedes Jahr dazu bei. Manche nehmen sich viel Zeit, andere weniger, manche auch gar keine. Koordiniert wie immer von einer kleinen Gruppe, die Vorschläge macht und für Absprachen sorgt. Auch dieses Jahr kommen wieder ca. 1.500 Gäste. Mir wird bewusst, welch ein Luxus das ist, dass ich meine »Arbeit« in der Schreinerei zur Seite legen kann. Wie in vielen anderen Situationen auch: zum Kaffeetrinken, weil mal wieder jemand Geburtstag hat, weil ich den Spüldienst mache, weil ich helfe, 40 Kilo Kirschen zu entsteinen, oder mit meinem Sohn Französisch lerne ...

In jedem Fall habe ich sie hier verloren, die Bereitschaft, meine Arbeitskraft oder gar mich selbst zu vermarkten.

Jetzt lebe ich nicht mehr in der Kommune. Und jetzt muss ich es wieder viel öfter tun, meine Arbeitskraft verkaufen, weil ich in einer Gesellschaft lebe, in der vieles, was ich zum Leben brauche, nur mit Geld zu bekommen ist. Ein Grundeinkommen habe ich noch nicht. Ich halte es auch nicht für einen geeigneten Ansatz, um die großen Probleme in unserer Gesellschaft zu lösen. Trotzdem engagiere ich mich gerade bei der Entwicklung eines Projekts, damit Menschen – vielleicht auch ich? – ein Einkommen haben, welches nicht eine Gegenleistung für das ist, was sie tun, sondern einfach nur ermöglichen soll, unbezahlt an einer Gesellschaftsveränderung mitzuwirken und trotzdem kaufen zu können, was zum Leben auf anderem Wege nicht zu bekommen ist.

Meine Arbeitskraft verkaufe ich manchmal wochenweise an eine kirchliche Einrichtung. Ich bin in einem Tagungshaus

und leite eine Seminargruppe für ca. 20 Menschen, die in ihrem Bundesfreiwilligendienst eine vorgegebene Anzahl von Seminartagen absolvieren müssen. Immerhin kann ich mich mit den Inhalten identifizieren, die ich vermittele. Auch die Teilnehmer*innen haben Interesse. Das Haus, in dem wir tagen, gehört einer großen Lebensgemeinschaft, die auch auf dem Gelände lebt. Mein »Arbeitgeber« hat die Räume hier gemietet. Am Ausgang zum Essraum, ein zentraler Ort, an dem viele Besucher*innen vorbeikommen, sehe ich einen Prospektständer. Er ist gefüllt mit sicherlich 40 unterschiedlichen Falblättern. Ich schaue sie mir genauer an. Mir fällt auf, dass fast alle Angebote von den Bewohner*innen der Gemeinschaft gemacht werden. Ganz offensichtlich haben sie keine gemeinsame Ökonomie. Jede*r versucht, sich hier einzeln zu verkaufen. Was mir auch noch auffällt, sind die Preise. Nicht die Höhe finde ich auffällig, sondern dass sich einige in Euro mit dem Zusatz »Energieausgleich« verkaufen. »Atem- und Körperarbeit mit (Name), eine Stunde 60 € Energieausgleich«, »Entspannung und Selbstheilung durch Handauflegen mit (Name), eine Stunde 70 € Energieausgleich« usw. Das finde ich schade – und verständlich. Schade deshalb, weil doch scheinbar das direkte Fordern von Geld mit Unwohlsein verbunden zu sein scheint. Ich vermute, es wäre allen lieber, es ginge ohne Geld. Ich glaube sogar, dass sie viele Behandlungen kostenlos durchführen. Trotzdem bleibt es ganz nah an der Praxis herkömmlicher Ökonomie. Sie koppeln eine Leistung an eine Gegenleistung, um an Geld zu kommen, und haben keinen Weg heraus gefunden. Ob sie überhaupt raus wollen, das weiß ich nicht. Dafür kenne ich sie zu wenig. Ich vermute es aber. Diese Problematik ist mir nicht unbekannt. Um Elemente der Geldlogik hinter sich lassen zu können, ist viel Wissen über die Funkti-

onsweise, viel Bewusstsein über das eigene Handeln und über die Wirkung auf ein Miteinander nötig. Dieses Wissen ist wenig verbreitet. Für eine Veränderung – persönlich oder gesellschaftlich – reicht es auch nicht aus, dieses Wissen abzurufen, weil ein anderer Umgang mit Geld – oder ohne Geld – die Bereitschaft benötigt, sich auf ein anderes Denken, Fühlen, auf ein anderes Leben einzulassen.

94 Es ist heiß von oben und unten. Ich bin eingepackt, um mich vor der Sonne zu schützen. Ich vermeide es, die Dachziegel zu berühren, auf denen ich sitze. Mein Sicherungsgurt zwingt mich ein. Ich begutachte die Stelle des Fensterrahmens, die ich gerade abgeschliffen habe. Ein riesiges weiches Loch, das mein Vorgänger mit Silikon zugeschmiert und überstrichen hatte. Ein Teil des Rahmens ist verfault. Ich werde das Stück herausfräsen und durch frisches Holz ersetzen müssen. Ich sehe ihn noch mit einem dünnen Seil um den Bauch in Badeschlappen auf dem Dach balancieren. Er hatte das günstigste Angebot abgegeben. Nicht bei uns, sondern bei der Firma, die wir beauftragt hatten. Leider war die Arbeit so schlecht ausgeführt, dass der komplette Lack abgeschliffen und erneuert werden musste. Er war nicht für Außen geeignet und war schon nach kurzer Zeit am Abblättern. Das ist jetzt mein Auftrag. Die obere Lackschicht abschleifen, alles neu lackieren. Zum Glück konnte ich mich mit meinen Mitbewohner*innen auf einen Stundenlohn einigen. Ein Festpreis wäre jetzt ein Problem. Ich müsste über das Loch hinwegsehen, damit ich auf den vereinbarten Preis komme.

Es ist das Haus eines Wohnprojektes in Süddeutschland, in dem ich jetzt wohne. Ca. 30 Erwachsene und 20 Kinder haben es gekauft. Es gehört noch nicht uns, denn der Kredit dafür ist noch nicht fertig getilgt. Die bisher bezahlten Zinsen

übersteigen den Kaufpreis gewaltig. Mein Zimmer in meiner WG gehört nicht mir. Ich kann es nicht kaufen. Über unsere Mieten decken wir gemeinsam die Kosten für den Kredit, die Instandhaltung, die Nebenkosten des gesamten Hauses. Abgerechnet werden die Quadratmeter, die jede*r nutzt. Wenn ich im Haus umziehe, bezahle ich entsprechend mehr oder weniger. Wenn ich wieder ausziehe, bezahlt jemand anderes weiter. In ca. acht Jahren wird das Haus uns gehören. Dann wird die Bank über eine Million Euro für das Verleihen des Geldes bekommen haben. Noch jemanden, der daran mitverdient, gab es nie. Der Eigentümer sind wir selbst. Wir haben ja nichts davon, wenn wir die Miete höher ansetzen. Ein Grund, warum diese deutlich unter dem liegt, was viele Menschen, oft mit niedrigem Einkommen, in dieser Stadt sonst bezahlen müssen. Wenn wir es abbezahlt haben, werden wir nicht mehr als zwei bis drei Euro pro Quadratmeter aufbringen müssen, um die Kosten zu decken. Ich werde dann vielleicht nicht mehr hier wohnen, sondern in einem neuen Projekt, welches ich gerade mit entwickle: »Inseln mit Hafen«.

95

Ich denke wieder über meinen Stundenlohn nach. Ich habe mich trotz Frust auf ihn eingelassen. Ich hatte mir gewünscht, nicht nach Stunden abrechnen zu müssen. Ich hätte gerne einen finanziellen Beitrag zum Lebensunterhalt gehabt. Am liebsten wäre mir gewesen, sagen zu können: Ich brauche in diesem Monat noch soundso viel Euro, weil mir die andere Lohnarbeit, die ich ein bisschen flexibel gestalten kann, nicht ausreicht, wenn ich insgesamt mehrere hundert Stunden für uns arbeite. Dass das unser gemeinsames Geld ist, was ich bekommen würde, war mir völlig klar. Als Teil der Gemeinschaft wollte ich ja auch gleichzeitig die Kosten für uns alle niedrig halten. Natürlich, das kenne ich auch aus anderen Gruppen, fin-

den sich immer Menschen, die wenig Vertrauen in andere haben. Die haben sich massiv für einen Stundenlohn eingesetzt. Hatten sie Angst, dass ich das ausnutze? Mein Einwand, ich könnte doch auch viele nicht gearbeitete Stunden abrechnen, wurde nicht gehört. Ich kann es nachvollziehen, dass meine Bitte, finanziell zu meinem Lebensunterhalt beizutragen anstatt abzurechnen, für manche zu viel Ungewohntes enthält. Somit konnte ich mich auch auf einen Stundenlohn einlassen. Aber auch das war keine Lösung. Der nächste Konflikt war die Höhe des Stundenlohns. 10 Euro, der Satz, der im Haus damals vereinbart war, ist nicht mal bei Vollzeitarbeit für einen Lebensunterhalt ausreichend, wenn Sozialabgaben mitbezahlt werden müssen. Und wenn es geregnet hätte, hätte ich ja auch keine Stunden bezahlt bekommen. Da kann ich mir ja nicht schnell einen weiteren bezahlten Job für ein paar Tage suchen. Der Stundenlohn war viel zu niedrig. Für einen ausgebildeten Schreiner mit vielen Jahren Berufserfahrung, der auch noch langjährige Erfahrung in der biologischen Oberflächenbehandlung von Holz hat, hätte ich gerne mehr Wertschätzung erfahren. Mit schlechtem Gefühl – auch andere fanden 10 Euro zu wenig – haben wir uns auf das Doppelte geeinigt. Was ich noch nicht weiß, während ich auf dem Dach knie: Ich werde nicht mehr für unser Haus arbeiten. Beim nächsten Mal tauchen die gleichen Konflikte wieder auf. Um sie zu umgehen, werden wir zukünftig Handwerker beauftragen, die mehr als das Doppelte von meinem Stundenlohn bekommen und dabei schlechtere Arbeit abliefern. Und ich verstehe auch, dass sie schlechtere Arbeit abliefern müssen.

Bis dahin kannte ich nur aus Erzählungen, was passiert, wenn die einen für ein Projekt ein paar Stunden ehrenamtlich, die anderen sehr viele Stunden bezahlt arbeiten. Ein klassischer

Konflikt. In der Kommune gab es das ja nicht. Diesmal habe ich selbst sehr deutlich erlebt, wie sich die Beziehungen verändern, wenn Geld ins Spiel kommt, welches Konfliktpotential dadurch entstehen kann. Ich verändere den Satz: »Beim Geld hört die Freundschaft auf«, zu: »Durch das Geld hört die Freundschaft auf.« Da das Geld aber wahrscheinlich erst einmal weiter besteht, werden wir uns auch Gedanken dazu machen müssen, wie wir seine soziale Sprengkraft verringern können.

Ich habe von einigen meiner Begegnungen mit oder ohne Geld erzählt. Bei der Kartoffelernte hätte Geld den Blick auf die gemeinsame Verantwortung verdeckt. Und welcher Reichtum hätte gefehlt, wenn Geld im Spiel gewesen wäre. Im Abschnitt über den Antrag auf Sozialleistungen habe ich beschrieben, welche entwürdigender Zwang durch Geld entsteht und wie sehr es Menschen ausschließt, wenn sie nicht dazu bereit sind, ihren Beitrag für die Gesellschaft in Geld umzuwandeln. Das, was ich über die Kommune berichte, zeigt auf, welche Freiheit mit Geld verloren geht und wie es zu unökologischem Handeln zwingt. Im Beitrag über die Versuche, spirituelle Angebote zu vermarkten, beschreibe ich, wie schwer es ist, nicht »in Geld zu denken«. Im darauffolgenden Abschnitt über den Stundenlohn für das Streichen von Fenstern beschreibe ich, welche Konflikte durch das Geld entstehen. Und sicherlich kennen viele Leser*innen eigene Geschichten, in denen nicht die Abwesenheit, sondern das Vorhandensein von Geld zu Problemen geführt hat.

Das Geld ermöglicht einzelnen Menschen, Soldaten zu kaufen und Kriege zu führen, den Sternenhimmel mit tausenden Satelliten zu übersäen, Wahlen zu beeinflussen und Präsident einer Weltmacht zu werden, Menschen zu vertreiben,

um Urwälder zu roden – dann, finde ich, wird ziemlich klar: Durch das Vorhandensein von Geld werden sehr destruktive gesellschaftliche Abläufe gefördert. Ohne Geld wäre das sehr viel schwieriger.

Würde es ohne Geld noch Sinn machen, Dinge herzustellen, die so schnell wie möglich kaputt gehen, die eigene Lebensgrundlage zu zerstören, Lebensmittel zu vernichten, alleine im Altersheim zu sterben, ...?

98 Wer würde noch, wenn es kein Geld mehr dafür gäbe, Lebensmittel in Silos lagern, um damit zu spekulieren, Arbeitsbedingungen verschlechtern, um wettbewerbsfähig zu bleiben, sein ausgebeutetes Land verlassen, weil es ohne Geld nicht mehr funktioniert?

Den meisten Menschen wäre es doch lieber – wenn sie die Wahl hätten – sich um Angehörige, um Freunde zu kümmern, anstatt im Büro zu sitzen, um sich neue Werbeslogans auszudenken. Wer von den Menschen, die bei irgendwelchen Ämtern beschäftigt sind und anderen die Gelder kürzen müssen, würde viel lieber eigenes Gemüse anbauen, für andere kochen, im Wohnviertel ein Fest mitorganisieren, sich zur gemeinsamen Kartoffelernte bei Kaffee und Kuchen treffen? Wer von den Menschen, die Waffen produzieren, damit andere getötet werden können, würde, wenn er die Wahl hätte, lieber Müll wegbringen, sich online zum Spielen treffen oder sich um die Organisation der Verteilung von Lebensmitteln in Hungergebieten kümmern? Ist es für Menschen, die eine wissenschaftliche, eine medizinische, eine technische Neuheit finden, nicht viel schöner, die Freude darüber zu teilen, die Anerkennung dafür zu genießen, anstatt sie geheim zu halten, um die Firma voranzubringen?

Ich beleuchte hier die negative emotionale Seite des Geldes, die viel zu wenig beachtete Rückseite. Die Auswirkungen auf meine individuelle Situation mögen gering sein. Dank meiner Privilegien ist es machbar, mich vielen Folgen des Gebrauchs von Geld zu entziehen. Andere Menschen dieser Welt sind viel härter betroffen als ich. Da ich mich mit ihnen verbunden fühle, bin auch ich betroffen.

Manche meiner Geschichten erzählen von Menschen, die sich zusammengetan haben, um auf andere Weise gemeinsam zu wirtschaften. In den dadurch entstehenden Beziehungen können ganz unerwartet heftige Konflikte auftauchen. Persönliche, vorher verborgene Grenzen können schmerzhaft erkennbar werden. Mit diesen Erfahrungen ziehen sich Viele in ihr individualisiertes Leben zurück. Wer sich auf eine Praxis gemeinsamen Wirtschaftens einlassen möchte, sollte sie nicht idealisieren – sonst lässt sie sich nicht verbessern, nicht weiterentwickeln, nicht idealer machen. Selbstverständlich habe auch ich viele dieser Grenzen erkennen müssen.

99

Trotzdem kann ich für mich ganz eindeutig feststellen: Wenn das Geld nicht dabei ist, ist vieles leichter. Es ist leichter zu spüren, dass es ein Recht gibt, auf dieser Welt zu sein, hier ein schönes Leben zu führen und selbstverständlich den gemeinsamen Reichtum zu teilen. Die Verantwortung für mich, für andere, für meine Mitwelt ist viel deutlicher sichtbar. Bedürfnisse sind leichter zu erkennen und zu erfüllen und müssen deshalb nicht durch eine doch nicht sattmachende Ersatzbefriedigung gestillt werden. Machtmissbrauch wird leichter bemerkt und kann besser begrenzt werden. Ein faszinierender Reichtum kann entstehen. Und so vieles mehr, was es mit Geld nicht gibt.

Mit meinem Wissen, meiner Erfahrung komme ich zum Schluss: Ein Wirtschaften ohne Geld ergibt Sinn. Und trotzdem habe ich immer wieder meine Zweifel: Fast alle Menschen, die ich kenne oder von denen ich höre, setzten sich für ein Wirtschaften *mit* Geld ein: In der Gemeinwohlökonomie, beim bedingungslosen Grundeinkommen, bei Regionalwährungen, Zeittauschbörsen, Kryptowährungen, in Community-Supported-X-Projekten, in der Postwachstumsökonomie usw. Ob sie ihre Lösung als *die* Lösung sehen oder nur als Übergangstechnologie, als Schritt in die richtige Richtung, das weiß ich oft nicht. Mir begegnen nur sehr selten Menschen, die sich die Frage stellen – theoretisch oder praktisch –, wo das Geld selbst die Ursache für viele Probleme sein könnte.

Gerne würde ich die Frage nach dem Wirtschaften mit einem anderen Geld oder ohne Geld mit einem Sowohl-als-auch beantworten. Meine politische Arbeit würde ich dann in beide Richtungen lenken: Experimentieren mit einem anderen Geld und Freiräume schaffen für ein Wirtschaften ohne Geld. Das wäre mir die sympathischste Lösung, weil mir radikale Antworten nicht gefallen. In diesem Fall aber ist eine Sowohl-als-auch-Antwort leider ausgeschlossen. Ein Problem – das Geld – mit seinem Verursacher – dem Geld – zu beseitigen, wie soll das möglich sein? Trotzdem finde ich es gut, dass Menschen es versuchen, und beobachte das mit großem Interesse. Letztendlich wollen sie ja – wie ich auch – die Lebenssituation für sich und ihre Mitmenschen verbessern. Und ob das mit einem anderen Geld oder ohne Geld oder besser ganz anders hinzubekommen ist, das weiß noch niemand.

Empfehlungen des Autors

Ich tausch nicht mehr: ich-tausch-nicht-mehr.net/ Broschüre über Theorie und Praxis nichtkommerzieller Projekte.

Inseln mit Hafen: <https://www.inselnmithafen.org/>; Praxisprojekt unter Mitwirkung des Autors.

Kommuja: <https://www.kommuja.de/>; Netzwerk politischer Kommunen.

P. M. (Pseudonym): Warum haben wir eigentlich immer noch Kapitalismus? Berlin: Hirnkost Verlag, 2020.

Preissing, Sigrun: Beitragen und äquivalentes Tauschen. Alternatives Wirtschaften in Praxis und Theorie. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2016.

Dem Monopol entwischen

In einer mir gut bekannten Familie wusste der Familienvater um sein baldiges krankheitsbedingtes Ableben. Der Unternehmer und mehrfache Grundbesitzer verkaufte alles. Jedes Grundstück und die Firma. Ein kleines Wohnhaus für seine Frau und die Kinder hat er behalten. In dessen Dachgeschoss stellte er eine große geflochtene Truhe und bunkerte das gesamte Geld aus allen Verkäufen dort. Seiner Frau versprach er, dass sie Zeit ihres Lebens täglich Scheine aus der Truhe im Dachgeschoss holen könnte und solange sie lebte ein gutes Leben führen würde. Nach seinem Tod ging das auch einige Zeit gut. Aufgrund der großen Depression in den 1930er Jahren konnte sich die Mutter dreier Kinder mit der Hälfte der Scheine eines Tages einen letzten Laib Brot beim örtlichen Bäcker kaufen. Das Versprechen vom guten erfüllten Leben mit immer ausreichend Geld hielt nicht lange.

103

In Seminaren über den Zusammenhang von Geld und persönlicher Entwicklung, die ich in den letzten 20 Jahren immer wieder einmal anleitete, äußerten viele Teilnehmer*innen, dass Geld Freiheit bedeute oder diese sogar selbst sei. Nämlich die Freiheit, sich z. B. aus familiären Situationen unabhängig zu machen oder sich Dinge leisten zu können wie schöne Urlaube, ein neues Motorrad oder gar den Luxus, weniger zu arbeiten. Wobei Arbeit in diesem Fall die Erwerbsarbeit meint, mit der dieses Geld erworben wird. An zweiter Stelle rangiert

in den Aussagen der Teilnehmer*innen meist Sicherheit. Die Sicherheit, morgen wieder einkaufen zu können, aus dem Ersparten eine schwierige Zeit zu überbrücken zu können oder auch die Sicherheit, nicht aus dem eigenen Wohnobjekt vertrieben zu werden. Ein wichtiges Thema ist auch Macht. Die Macht, gestalten und bestimmen zu können – und sei es nur, welche Ausstattung der neue Sportwagen hat. Das Gegenteil von diesen subjektiven Zuschreibungen wäre dann Unsicherheit, Abhängigkeit und Ohnmacht. Alles keine erstrebenswerten Zustände. Doch bietet Geld Sicherheit und Unabhängigkeit? Wie kommt es zu derart intensiven emotionalen Aufladungen von etwas, das an sich nur ein Stück Papier, ein Stück Metall oder eine digitale Zahl ist?

Geld ist für die meisten Menschen etwas Vertrautes. Täglich wird es verwendet, ist immens praktisch, denn z. B. Hühner gegen eine Kuh zu tauschen ist eben nicht praktisch. Doch was ist Geld? Wofür sollen wir es nutzen? Gibt es Bereiche, für die wir es nicht nutzen sollten? Was passiert, wenn wir die Spielregeln des Geldes ändern?

Für Arbeitsleistung, Vermietungen oder für den Verkauf von Waren erhält man und frau Geld. Spätestens, wenn wir dem Taschengeld oder dem von Mama und Papa finanzierten Dasein entwachsen, tritt das Modell »Leistung gegen Geld« in Kraft. Mit der Menge Geld, die uns zur Verfügung steht, können wir Dinge erwerben und in Besitz nehmen, Leistungen kaufen. Für viele Kinder beginnt das Modell schon sehr viel früher, weil den Eltern sehr wichtig ist, die Zusammenhänge, die das Leben prägen, früh einzuüben: Taschengeld gibt es, wenn das Zimmer aufgeräumt wird, und für ein gutes Zeugnis gibt es Geld, zumindest von Opa und Oma. Kinder lernen aber schnell, dass es für ein- und dieselbe Arbeit nicht immer gleich

viel Geld gibt. In vielen Familien erhalten Mädchen weniger Taschengeld, ebenso wie Lohn in vielen Berufen.

Der Leistungszusammenhang und die emotionale Aufladung von Geld ist tief verankert. »Wer viel arbeitet, soll auch viel Essen«, hat mir meine Oma stets erzählt. So eine Person soll also viel Essen kaufen können, so würde die Volksweisheit wohl heute lauten. Werden hingegen Dinge genommen, ohne diese zu bezahlen, ist das Diebstahl. Das wird unangenehm, besonders wenn man erwischt wird. Selbst unter Menschen, die auf der Straße leben, mit einigen von ihnen habe ich die ersten Jahre meines Erwerbslebens zu tun gehabt, ist ein Diebstahl unter Gleichen ein absolutes No-Go. Dies hat den Ausschluss aus Gruppen, den absoluten Verlust von Vertrauen zur Folge. Die soziale Ächtung ist dann die größte Strafe. Hingegen ist es völlig okay, sich gegenseitig Dinge zu verkaufen, auch wenn Phantasiepreise angesetzt werden. Auch Schenken war in diesen Kreisen ziemlich weit verbreitet.

105

Geld hat sich im Laufe der Jahrhunderte zum absoluten Medium entwickelt. In fast allen außerfamiliären Austauschsituationen wird Geld verwendet, wenn Waren oder Leistungen erhalten bzw. erworben werden. Ware oder Leistung wird gegen Geld aufgewogen. Wird kein Geld verwendet, bleibt etwas offen – eine Verbindlichkeit, eine Hoffnung auf ein Gegengeschäft oder zumindest so etwas wie moralische Schuld. Es bleibt eine Frage auf der Beziehungsebene offen. Das wollen die meisten Menschen vermeiden. Eine Ausnahme bilden Geschenke, wobei viele Menschen selbst bei Geschenken darauf achten, dass es zu Gegengeschenken kommt, die einen angemessenen Wert aufweisen. Gelingt dies nicht, trennen sich oft die Wege. Werden Menschen von Nachbarn immer wieder in ihren tollen Garten mit dem riesigen Grill zum Essen von feins-

ten Speisen eingeladen und können dem nichts Angemessenes entgegenbringen, wird keine Beziehung unter Gleichen entstehen können. Auch zwischen den Generationen spielen diese Ausgleichsmodelle eine große Rolle. Bringe ich meiner betagten Nachbarin z. B. die Medikamente aus der Innenstadt mit, erhalten unsere Kinder eine Tafel Schokolade. Für diese Nachbarin ist es besonders wichtig, nichts offen zu lassen, sie weiß nicht, ob sie später etwas zurückgeben kann. In einer Schuld bei anderen zu stehen würde sie emotional belasten. Sie kann meine Leistung aber auch nicht als Geschenk annehmen. Ohne die Schokolade würde für sie eine Rechnung offenbleiben, die beglichen werden muss. Und das, obwohl der Wert der Schokolade nicht mit dem Aufwand, die Medikamente mitzubringen, korreliert. Es haben sich also zwei Modelle entwickelt, wie wir Austausch organisieren. Wir bezahlen oder wir lassen etwas offen.

Dass Geld zum absoluten Medium geworden ist, dazu trägt der Staat viel bei. Da ist die Pflicht, dieses eine Geld annehmen zu müssen, oder die Pflicht, Steuern und Abgaben ausschließlich in diesem einen Geld bezahlen zu können. Dass in der Vergangenheit von mancher Kommune ein Nerz, ein (echtes?) Diadem oder ein Nutztier statt einer Zahlung angenommen wurde, führte aufgrund der damit verbundenen Schwierigkeiten zu Regelungen wie der Bundesabgabenordnung. Der Staat hat in dieser sogar geregelt, welche Zahlungsflüsse in diesem einen Geld zulässig sind und welche nicht. Sicherheit soll hergestellt werden, das führt auch zu entsprechenden Kontrollen. Der Staat geht so weit, gesetzliches und dadurch auch anderes Geld – nicht gesetzliches? – zu definieren, obwohl beides den gleichen Namen trägt. So sind Münzen und Scheine gesetzliches Zahlungsmittel. In vielen Ländern auch die elektronischen Einheiten, die die Nationalbank an andere Banken als

Kredit vergibt. Was der Bürger aber an Geldeinheiten für seine Schulden oder Guthaben auf der Bank hat, seien es Girokonten oder Sparbücher etc., trägt den gleichen Namen, ist aber eine private Vereinbarung zwischen Bank und Bürger. Beide, Bank und Bürger, sind aber verpflichtet, diese Geldeinheiten zu verwenden, inklusive Annahmezwang. Doch der Staat seinerseits müsste dieses private Geld, also diese Geldeinheiten auf den Konten und Sparbüchern, nicht annehmen, beispielsweise wenn der Bürger damit Steuern oder Abgaben bezahlen möchte, das macht der Staat nur freiwillig. Sicher annehmen müsste er Scheine und Münzen. Was das in einer Finanzkrise bedeuten könnte, ist nicht absehbar. Diese Thematik wird in der Debatte um Für und Wider der Bargeldabschaffung bislang nicht berücksichtigt, würde aber leider auch hier zu weit führen.

107

Viele Bürger*innen, Betriebe und Kommunen im österreichischen Burgenland erlebten die Auswirkungen dieser Regelungen im Juli 2020 hautnah: Die Commerzialbank Mattersburg crashte. Das Sparguthaben war nur bis zur staatlichen Garantie besichert, da die Bank Pleiteging. Alles Geld über die Höhe dieser Einlagensicherheit hinaus ist aber verschwunden. Diese Mindestsicherheit gibt es zudem nicht für Gemeinden. Deren Geld ist in einem solchen Fall weg, aufgelöst wie von Zauberhand. Der Staat schreibt eine Mindesteinlagensicherung vor oder gewährt diese wie in der Finanzkrise 2009, weil es sich bei Bankguthaben eben nicht um gesetzliche Zahlungsmittel, sondern um private Vereinbarungen handelt. Die Ursache, so die medialen Darstellungen, lag im Fall Mattersburg beim (Miss-)Management der Bank. Die Bürger*innen, Unternehmen und Gemeinden hatten dem charismatischen Präsidenten der Bank und weithin bekannten Fußballmanager, seinen Mitarbeitern und den Prüfungsinstitutionen Glauben geschenkt. Sie haben

darauf vertraut, dass ihr Geld ordentlich verwaltet wird und auch wieder ausbezahlt werden kann.

108 Entscheidend ist wie immer das Vertrauen. Das Vertrauen in eine Bank, in deren Kontrollinstanzen und natürlich in das Geldsystem, in den Staat, die Kreditnehmer*innen etc. Dieses Vertrauen ist für die meisten Menschen gegeben, solange sie morgen wieder in den Geschäften einkaufen gehen können, solange Geld aus dem Bankomaten kommt und der Einkaufswagen gut gefüllt werden kann. Dieses Vertrauen zu schenken erscheint heute recht einfach. Einfach war es auch für den kranken Familienvater in den 1930ern oder auch für die Menschen in Mattersburg. Doch Sicherheit und Unabhängigkeit brachte das ihnen und ihren Familien nicht.

Lässt sich dieses komplexe System kontrollieren? Wie kann das Vertrauen abgesichert werden? Können wir die Kontrolle ergreifen? Dazu müssen wir den Vorhang heben und dahinterblicken.

Heute können wir alle wissen, dass wir im reichen Norden auf Kosten der Menschen im Süden leben, dass sich 99 % des Geldes im Besitz von 1 % der Menschen befindet, und dass bei jeder Transaktion die reichen 10 % der Menschen finanziert werden. Wir wissen dank der ETH Zürich auch, dass das, was wir »Markt« nennen, von etwa 138 Konzernen kontrolliert wird, von denen mehr als 100 weder Produkte noch Dienstleistungen produzieren. Sie sind nur am Finanzmarkt tätig. Wir wissen also, dass etwa drei Dutzend Konzerne die sogenannten Märkte bestimmen. Wir könnten also wissen, dass es aufgrund der Geldkonzentration und den ständigen Aufkäufen am Markt zu einem Monopolproblem kommt. Wir können auch wissen, dass diese Art zu wirtschaften – die unmittelbar mit dem Geldsystem verbunden ist – unsere Lebensgrundlagen zunehmend

verbraucht und wir schon längst auf Kosten der nächsten Generationen, unserer Kinder und Enkel leben.

Doch im Alltag schmerzt das wenig bis gar nicht. Wir können einkaufen gehen. Die Reichen werden reicher, die Armen ärmer. Das gehört zu diesem Geldsystem wie die Scheine und Münzen. Seit Jahrzehnten machen Initiativen aus fast allen politischen Lagern, konfessionelle Initiativen wie nicht konfessionelle darauf aufmerksam, dass die Regelungen des Geldsystems zu zunehmender Ungleichheit führen. Seit Jahrzehnten gibt es aus dem Businesssektor und aus der Zivilgesellschaft Initiativen, die andere Formen von Geld verwenden oder Geld neu definieren. Komplementäre Geldsysteme und solche, die das bestehende Monopol stürzen wollen. Solche, die zentrale Verwaltungen durch ein dezentrales System ersetzen können, und solche, die neue Zentralen schaffen wollen. In der Praxis und der Reflexion dieser Systeme, von denen ich mehrere (mit-)gegründet habe, konnte ich viel über Geld und auch über das Verhalten von Menschen lernen. Seit Jahrzehnten begegnen mir auch Menschen, die versuchen, ohne Geld zu leben oder sich zumindest weit aus diesem allumfassenden Geldsystem herauszunehmen. Bei all diesen Versuchen mit anderem Geld oder ohne Geld zu leben bleibt eine Erfahrung: Es geht nicht ohne dieses eine Geld, aber sehr Vieles kann dieses Geldsystem gar nicht ermöglichen. Das ist ernüchternd und erschütternd zugleich. Die Experimente verfolgen unterschiedliche Strategien.

109

Eigenes Geld als Ausweg

Schon Mitte der 90er des letzten Jahrhunderts gründete wir einen Verein, in dem sich Menschen nicht in Schilling (heute Euro), sondern mit Talenten bezahlen. Leistungen und Waren werden ausgetauscht und mit 100 Talenten je Stunde bezahlt.

Der Bäcker bietet Kunden an, das Brot in Talenten zu bezahlen. Er wiederum kauft Säfte, die er in der Bäckerei anbietet, um Talente beim Bauern. Dieser nutzt seine Talente, um Aushilfen bei Ernte zu bezahlen. Die Aushilfen besuchen die Märkte, die der Verein für seine Mitglieder organisiert, und erstehen dort z. B. neue Dekorationselemente für die Weihnachtszeit. Die Produzent*innen der Dekorationen kaufen Brot beim Bäcker.

Mit der ersten Transaktion startet die Geldschöpfung. Der Kunde, der das Brot kauft, ist dann z. B. 100 Talente im Minus, der Bäcker 100 im Plus. Geld ist immer so viel da, wie gebraucht wird.

110

Im langjährigen Tun beobachten wir, was dieses andere Zahlungsmittel am Verhalten der Mitglieder ändert. Obwohl wir den Wert der Talente alle paar Jahre der Inflation entsprechend über einen Umrechnungskurs zum Euro anpassen und obwohl wir zahlreiche Informationsmaterialien und Diskussionen zum Themenkreis anbieten, denkt der überwiegende Teil unserer Mitglieder beim Kauf einer Ware oder Leistung, auch nach Jahren, oft in Eurowerten. Dadurch findet bei jeder Transaktion ein Vergleich statt. Die Frage lautet dann: Ist der Preis in Euro gerechtfertigt? Und das, wo doch in Talenten ganz anders gerechnet wird: 100 Talente für eine Stunde ist die Faustregel. Ein paar handgestrickte Socken werden so zu einem hochpreisigen Gut, denn der Herstellungsprozess dauert seine Zeit. Im Kopf vergleichen wir also zwei unterschiedliche Geldformen, die unterschiedliche Regeln haben und unterschiedliche Wertmaßstäbe transportieren. Einfacher ist es, nur in Talenten zu denken. Wie viele Talente habe ich zur Verfügung, wie lange habe ich für diese gearbeitet und wie lange würde ich brauchen, um ein Paar Socken zu stricken? Mag ich diese Summe Talente für Socken ausgeben? Doch das dominierende Geldsystem be-

stimmt unsere Art zu denken und auf welcher Wertebasis wir Vergleiche anstellen. Einen anderen Wertmaßstab zuzulassen, bedarf einer großen intellektuellen Anstrengung.

Ein zweites Schlüsselmoment liegt in der rechtlichen Frage. Da betritt der Staat mit aller Deutlichkeit die Bühne. Der Staat besteuert nicht die Transaktion des Geldes, sondern den Waren- oder Leistungswert. Jede Transaktion in Talenten unterliegt folglich denselben steuerlichen Regelungen, wie wenn in Euro bezahlt wird. Das ist auch so, wenn nur Ware gegen Ware getauscht wird. In einem Unternehmen werden Talente folglich wie eine Fremdwährung behandelt. Zudem darf das Finanzamt jede Transaktion bewerten und damit die Steuerhöhe festlegen, wenn es nicht einen einheitlichen Umrechnungskurs zum Euro gibt. Also haben wir zum Schutz unserer Mitglieder einen solchen eingeführt.

111

Als drittes Schlüsselmoment ist wichtig zu erkennen, dass es in einem solchen lokalen/regionalen Geldsystem nicht alle Waren geben kann, die benötigt werden, um Güter herzustellen. In eine Kalkulation für einen Preis in Talenten fließen also Europeise genauso ein wie die Talente-Berechnung für die Arbeitszeit. Auch hier kann keine einfache Abkoppelung gelingen.

Aufgrund dieser drei Kernprobleme stehen die Geldsysteme in einem Wettbewerb zueinander. Sie werden verglichen und können nur über ihre je eigenen Profile und ihren Nutzen differenziert werden. Viele der grundlegenden Serviceleistungen, die eine Organisation benötigt, wie z. B. das Porto für den Zeitungsversand, Bankgebühren etc. können auch nur in der jeweiligen Landeswährung bezahlt werden. Durch die nötige Berücksichtigung der Inflation in Form der Anpassung des Umrechnungsfaktors beeinflusst der Euro das Denken in Talenten ja ohnehin.

Wollten wir also für den alltäglichen Gebrauch unseren Austausch auf Talente reduzieren, um den negativen Wirkungen des Geldsystems zu entkommen oder ihnen zumindest entgegenzuwirken, wäre zwar ein reiches Angebot vorhanden, aber ohne Euro wäre das nicht möglich. Es braucht eine laufende Bewusstseinsbildung, sich nicht vom Denken in Euro beeinflussen zu lassen, sondern eigene Denkmodelle zu entwickeln. Gelingt das, stellen solche Systeme eine wunderbare Ergänzung zum »Leben in Euro« dar. Eigene Ideen, die eigene Kreativität, Wirtschaften im regionalen Rahmen, Kooperationen, neue Jobmöglichkeiten, etc., der Vielfalt sind keine Grenzen gesetzt. Allein in den letzten Jahren konnten wir etwa 30 Mitglieder auf dem Weg in die Selbständigkeit begleiten, nachdem sie im Rahmen des Talente-Systems erfahren hatten, dass ihre Produkte und Leistungen gut angenommen werden. Austausch und ehrliches Feedback zwischen den Mitgliedern war dazu ein wichtiges Element. Diese Form von Geld ist zinsfrei und immer in der Menge vorhanden, die gebraucht wird. Dieses Geld entsteht dezentral durch die Mitglieder und ist demokratisch gesteuert. Lebenszeit ist der wichtigste Maßstab, nicht die Frage, ob deine Arbeitszeit mehr Wert ist als meine.

Dieses Modell hat vielen Menschen ermöglicht, mit anderen in Austausch zu kommen, Leistungen anzubieten, die in Euro nicht bezahlt worden wären, eigene Stärken zu entdecken, die sonst im Markt nicht gefragt sind, und selbst aktiv werden zu können statt einen Kredit aufzunehmen. Zeiten von Arbeitslosigkeit konnten einfach überbrückt werden, indem eigene Fähigkeiten auf diesem begrenzten Markt eingesetzt werden konnten.

Darüber hinaus entsteht ein neues Modell, wie Austausch stattfinden kann. Weiter oben habe ich die beiden ersten Mo-

delle erklärt. Wir bezahlen oder halten etwas offen. Komplementäre Geldsysteme führen ein drittes Modell ein. Es wird bezahlt – hier in Talenten –, es bleibt aber eine Forderung oder ein Guthaben offen, für das jemand aus dieser Gemeinschaft später einen Austausch schafft. Das ist gemeinschaftsstiftend, denn es weckt Erwartung und Zutrauen. Das kann unser herkömmliches Geld nicht mehr. Dennoch bleibt auch hier ein Widerspruch bestehen. Talente sind legal, werthaltig und zeigen einen Weg auf, wie wir den Einfluss des herkömmlichen Geldes überwinden können, wie wir uns ein Stück weit entziehen können. Dazu sind in unserer Welt aber immer Euros oder Franken nötig. Nicht, weil die Teilnehmer*innen es so wollen, sondern weil unser Geldsystem absolut geworden ist – ein Monopol, dem alles untergeordnet werden muss, selbst die eigenen Fähigkeiten, das lokale und regionale Wirtschaften und das gute Leben für Alle. Dies wird anhand einer berührenden Geschichte besonders deutlich: Bei einem der größeren Märkte war ein befreundeter Leiter eines Sozialamtes als Konsument vor Ort. Er sprach mich darauf an, wie erstaunlich es sei, dass doch einige seiner Klienten so immense Qualitäten hätten. Er hätte bewusst bei ihnen eingekauft, um das wertzuschätzen. Für Stellen in der »Eurowelt« waren sie zu wenig angepasst, konnten sich nicht einordnen oder hatten nicht die gesuchten Qualifikationen. Hier konnten sie ihre Fähigkeiten ausleben, Bestätigung und Wertschätzung erfahren. Sie waren Miniunternehmer*innen, produzierten, verhandelten Preise, haben Qualitätsprodukte erzeugt und selbst verkauft. Hier waren sie ein wichtiger Teil der Gesellschaft.

113

Wer kein Geld hat, gehört nicht dazu. Er ist abhängig vom Wohlwollen anderer oder ein besonders begnadeter Dieb. Wo die Grenzen verlaufen, wird schon anhand einer Familie erkenn-

bar, die nicht genug Geld hat, um die Nachbarn am Nachmittag zu Kaffee und Kuchen einzuladen. Es wird schwer, ein soziales Netzwerk zu entwickeln, wenn nichts Materielles dazu beigetragen werden kann. Es wird umgekehrt teuer, über kein soziales Netzwerk zu verfügen, durch das z. B. die Kinder einmal mitbetreut werden, wenn die Eltern einen zusätzlichen Nachmittag arbeiten müssen. Wie so oft ist der Status in echten sozialen Netzwerken abhängig davon, dass es zu Gegengeschäften, zu Austausch kommen kann. Dabei spielt Geld eine besondere Rolle. Wer keines hat, spielt nicht mit. Es sei denn, er oder sie hat Talente, dann kann er oder sie im Rahmen des Talente-Netzwerkes tauschen, ganz ohne Euros. Man gehört dazu im echten sozialen Netzwerk und kann die eigenen Talente einbringen.

Mit zunehmendem Alter dieses Vereins wurde auch ein weiteres Phänomen beobachtbar: Unter vielen Teilnehmer*innen ist Vertrauen entstanden. Damit wurde auch das Verrechnen in Talenten weniger wichtig. Die Beziehungsfrage – kommt wieder ein Austausch zustande? – konnte vermehrt offenbleiben. Komplementäre Geldsysteme weisen meist auch einen beachtlichen Anteil an Austausch auf, wo Einzelne einfach beitragen, sich Verantwortlichkeiten neu teilen und genau beobachten, mit wem weiterhin auf die Minute genau verbucht wird, und bei wem auf eine Abrechnung verzichtet werden kann, weil ein weiterer Austausch stattfinden wird.

Dem Monster die Klauen ziehen

Ganz ohne herkömmliches Geldsystem auskommen können wir also nicht, wie wir anhand des Talente-Netzwerkes erfahren konnten. An Schnittstellen braucht es das Monopolgeld Euro. Doch können wir diesem Geldsystem vielleicht doch die Klauen ziehen?

In kleinen Dorf Langenegg im vorderen Bregenzerwald (Österreich) mit seinen 1.100 Einwohnern, gibt es seit mehr als zwölf Jahren ein Dorfgeld. Monatlich tauschen Bürger*innen Euros gegen Dorfgeld. Das machen 20 % der Haushalte so und erhalten dafür einen Rabatt von 3 %. Die Gemeinde nimmt diese Form des Geldes für Gemeindesteuern ein und bezahlt so 100 % der Förderungen aus. Mit diesem Dorfgeld kann bei den Betrieben im Dorf eingekauft werden. Sonst nimmt dieses Geld niemand an. Weder Amazon, noch die Börse, auch nicht der Supermarkt im nächsten Ort. Keine Spekulation, keine Onlinebestellungen, keine Verzinsung, nur Einkaufen im Ort, sonst nichts. Das sichert Nahversorgung und hält Arbeitsplätze in dem kleinen Ort. Die jährliche erzielte Wertschöpfung beläuft sich auf etwa 800 000 Euro.

115

Mit eigenen Spielregeln und viel Bewusstseinsarbeit kann Geld gelenkt werden. Doch das hat seinen Preis. Aus den vielen kleinen Versprechen, jeden Monat Geld in Dorfgeld zu tauschen, wird ein großes Vertrauen. Gemeinsam schaffen wir es, die Struktur im Ort aufrechtzuerhalten, wir lenken das Geld und geben es nur hier aus. Das geht so lange gut, wie das Versprechen der Einzelnen hält. Danach hat das Monster seine Krallen zurück. Ob sich der Dorfladen und andere Betriebe dann noch halten können? Der Druck des Wettbewerbs mit der ganzen Welt nimmt dann jedenfalls wieder zu.

Einen Umweg nehmen

Früher wurden ältere Menschen im familiären Rahmen betreut. Eine andere Lösung war fast nicht denkbar. Die wenigen Alten, die es gab, für die konnte und musste auch gesorgt werden. Heute beschäftigt uns der demographische Wandel, die Erwerbsquote, die noch nie seit Bestehen der Menschheit die-

ses Ausmaß hatte, und die gesteigerte Mobilität. Obwohl 80% der Betreuung und Pflege nach wie vor von Familienangehörigen erbracht wird, passt die Betreuung alter Menschen immer seltener in den Alltag einer Familie. Zumindest in Mitteleuropa gilt, dass selbst wenn der Staat und die Familien ausreichend Geld dafür ausgeben würden, es das Personal nicht gäbe, um alle alten Menschen zu betreuen. Deshalb werden vorwiegend Frauen aus Ländern engagiert, in denen Geldverdienen nicht so einfach ist, und die bereit sind, für geringes Geld über einen längeren Zeitraum rund um die Uhr den Alltag betreuungs- und pflegebedürftiger Menschen zu gestalten.

116

Wenn die Familien diese Aufgaben nicht mehr bewältigen und wenn alles nötige Geld kein Anreiz ist, diese Aufgabe beruflich wahrzunehmen, kommt unser Gesellschaftsmodell an eine Grenze. Das ist aus vielerlei Hinsicht ein interessantes Forschungs- und Lernfeld.

Im Projekt »Zeitpolster« organisieren sich deshalb Menschen in Freiwilligenteams und erbringen Betreuungsleistungen vorwiegend für ältere Menschen. Es werden Leistungen erbracht, die den Alltag bewältigbar oder schlicht einfacher machen. Geselliges kommt dabei nicht zu kurz. Die Helfenden erhalten kein Geld, aber Stundengutschriften, die im eigenen Alter gegen Betreuungsleistungen eingetauscht werden können. Die Betreuten bezahlen je Stunde Leistung acht Euro. Davon wird die eine Hälfte in ein Notfallkonto einbezahlt, und die andere Hälfte wird für die Deckung der Kosten der Organisationsarbeit verwendet.

Die Aufgaben, die früher im familiären und nachbarschaftlichen Rahmen erbracht wurden, haben wir als Gesellschaft an Facheinrichtungen delegiert. »Zeitpolster« setzt genau da an. Freiwilligenteams, für die gute Rahmenbedingungen ge-

schaffen werden, übernehmen die Suche nach Helfenden und sind Ansprechpersonen für Personen, die Betreuung brauchen. Diese Teams bilden ein lokales Netzwerk, stellen Beziehungen her und vernetzen sich mit allen wichtigen Akteuren vor Ort. Was sie schaffen, sind Netzwerke für Menschen, die das nicht (mehr) selbst können. Wer im Rahmen dieses Netzwerkes aktiv wird, verfügt im Alter selbst wieder über ein Netzwerk, entgeht viel eher der Einsamkeit und braucht für die Betreuung im Alter kein Geld. Der Anteil an Menschen in Altersarmut ist beachtlich hoch. Diese große Gruppe hat vielfache Nachteile. In unserem Geld- und Wirtschaftssystem ist alles so organisiert, dass ab einem gewissen Alter selbst nichts mehr zur Verbesserung der finanziellen Situation getan werden soll bzw. kann.

117

Wir wissen, dass Dazugehören, andere einladen zu können, etc. damit schwerer wird. Mit steigendem Alter sterben zudem auch mehr Menschen aus dem Umfeld, das damit immer kleiner wird. Wir brauchen neue Modelle, um alte Menschen nicht ins Abseits zu stellen.

Dieses Modell ist groß gedacht. Gestartet als österreichweite Organisation, hat sich »Zeitpolster« inzwischen zum Social-Franchising-Modell entwickelt, das auch anderen Ländern zur Verfügung steht.

Grundlage für dieses »Geschäftsmodell« war eine Evaluierung zahlreicher lokaler Initiativen, die eine ähnliche Idee verfolgten, wie beispielsweise Zeitbanken und Seniorengenossenschaften. Die Gründe für das Gelingen und für das relativ weit verbreitete Scheitern solcher Modelle interessierten uns. Derartige Modelle sind komplex und herausfordernd. Rechtliches, Technik, Kommunikation und vieles andere mehr muss professionell organisiert werden. Das klappt sehr oft für die Gründer solcher Initiativen. Die Nachfolge ist aber meist enorm schwer

zu regeln. Eine professionelle Struktur zu etablieren kostet Geld, das erwirtschaftet werden muss. Auf all diese miteinander verbundenen Fragen will »Zeitpolster« Antworten liefern und dafür Sorge tragen, dass viele Menschen im Alter kein Geld für Betreuung brauchen und gleichzeitig gut in ein aktives Netzwerk eingebunden sind.

Geld ist, wie beschrieben, zum absoluten Medium geworden, es durchdringt fast alle Lebensbereiche. Wir können uns ihm unmöglich entziehen. Doch wir können durch eigenes Tun, durch eigene Geldformen wie Talente oder durch Dorfwährungen dem Monster die Krallen ziehen, um die Kaufkraft zu erhalten. Manchmal können wir Umwege gehen wie bei »Zeitpolster« und so neue Freiräume schaffen, in denen wir kein Geld brauchen, oder wo das Geld nach unseren Regeln funktioniert. Das wäre im Alltag der mir gut bekannten Familie, deren Mutter eine Truhe Geld besaß, mehr als eine gute Nachricht gewesen. Vielleicht auch für viele Menschen in Mattersburg, die erleben, was es bedeutet, sich nicht auf bestimmte Akteure verlassen zu können.

Gerne wollen wir die Verantwortung an das Geldmonopol und die gelebte soziale Verantwortung an andere delegieren. Doch können und sollten wir das wirklich?

Empfehlungen des Autors

ALLMENDA social business eG: <https://www.allmenda.com>

Talente Vorarlberg: <https://www.talente.cc>

Zeitpolster: <https://www.zeitpolster.com>

Geld wächst nicht auf Bäumen

Von der Notwendigkeit, das Geld zu überwinden

Ein ganz normaler Tag bricht an. Seit etwa drei Wochen habe ich mich an eine neue Morgenroutine gewöhnt: Ich gehe hinunter in die Küche, bereite mir ein Frühstücksgetränk zu und gehe dann Richtung Garten. Immerhin sollen ja die Keimlinge und jungen Pflänzchen, die wir vor einigen Tagen ausgesät und gepflanzt haben und die bald in vielen Gärten gedeihen sollen, gehegt und gepflegt werden. Nach dem Gießen setze ich mich hin und genieße die Sonnenstrahlen des Frühlings. Sie sind in den letzten Jahren spürbar intensiver geworden, doch nach der langen winterlichen Kälte stört mich das nicht. Ich höre die Vögel zwitschern, höre die Bienen im Blütenmeer des Apfelbaumes summen und atme den Geruch von taufeuchter Erde ein. Alles scheint intensiver zu sein – lauter, schöner, bunter und lebendiger.

119

Viele sprechen und twittern darüber, wie sie plötzlich die Natur entdecken, wie schön alles ist und wie froh wir sein können, hier geboren worden zu sein. Dabei ist draußen alles so wie immer. Unser Planet lebt eben. Nur die Wirtschaft ist plötzlich auf ein Minimum heruntergefahren – der sogenannte »Lockdown«, eine Reaktion auf die globale Covid-Pandemie, hält in Österreich seit Wochen an. Und so bleiben wir mal zu Hause; wir hetzen nicht zum Arbeitsplatz, und auf dem Heimweg müs-

sen wir nicht noch schnell in den Supermarkt, zur Tankstelle und dann noch in die Trafik. Wir haben plötzlich Zeit, unserer Mitwelt Aufmerksamkeit zu schenken; wir sehen hin. Der Himmel wirkt farbenfroher, weil Kondensstreifen ausbleiben, die Bienen summen lauter, weil kein Güterverkehr zu hören ist, und überhaupt hat das Leben endlich Platz, weil die Autos reglos unter den Carports stehen. Ich könnte mich an diese Gegebenheiten gewöhnen.

120 Meine Tasse Tee ist leer. Ich bleibe sitzen, und mein Blick fällt auf die farbenprächtigen Frühlingsblüher, die ich den ganzen Winter herbeigesehnt habe. Entzückt vom lieblichen Gelb der Primeln und dem satten Violett der Veilchen richten sich meine Gedanken auf die zentrale Frage, die mein Leben in den letzten Jahren maßgeblich prägte: Wie können wir Menschen auf diesem Planeten zusammenleben, ohne unsere eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören und ohne dabei Menschen und Ökosysteme auszubeuten, hier und andernorts?

Meine Gedanken kreisen um all das, was ich gelernt habe: vom Unterricht in der Schule, wo wir lernten, dass Angebot und Nachfrage den Markt regulieren, über die Grundlagen der Entstehung der Diversität und die unfassbare Zeitspanne der Geschichte der Erde, die ich im Laufe des Studiums erfahren durfte. Fasziniert und voller Ehrfurcht gegenüber dem Leben konnte ich nie verstehen, wie es dazu kommt, dass wir so mit der Welt umgehen, wie wir es tun. Ich reflektiere darüber, was mich vor fast vier Jahren dazu bewegte, ein *Leben frei von Geld* zu führen, und wie dieser Entschluss meine Sicht auf die Welt stetig verändert.

Die Natur als Ware

Wir haben ein Problem – sogar ein gewaltiges. Die vielfachen Krisen zeigen klar, wie es um die Welt steht, und sind so überwältigend, dass sie nicht mehr zu ignorieren sind. Die Regenwälder werden in Rekordgeschwindigkeit gerodet, um Flächen für die Soja- und Palmölproduktion zu gewinnen, die Weltmeere übersäuern, wodurch Korallenriffe und alle mit ihnen assoziierten Lebensgemeinschaften langsam sterben, und entlang der afrikanischen Westküste stapeln sich Berge von Elektroschrott. Angesichts der flächendeckenden Waldbrände in Australien, die Anfang 2020 kaum mehr einzudämmen waren, ist die Aussage »die Erde brennt« nicht mehr als überzeugene Reaktion von Umweltschützer*innen zu deuten, sondern einfach nur treffend. Diese Umstände sind gepaart mit sozialer Ungerechtigkeit und einem enormen Gefälle zwischen globalem Norden und globalem Süden, das auf Ausbeutung von Menschen und Ökosystemen beruht. Oftmals werden diese Zustände als multiple Krisenphänomene bezeichnet. Sobald ich die Zeitung aufschlage, überflutet mich Schmerz. Es ist der Schmerz um die Welt – um den Verlust ganzer Lebensräume und der einzigartigen Biodiversität – gekoppelt mit beklemmender Ungewissheit, ob die Zukunft überhaupt noch lebenswert sein kann angesichts der Zerstörung unserer Lebensgrundlagen.

Spätestens seit der Veröffentlichung von »The Limits to Growth« des Club of Rome 1972 müsste weitgehend bekannt sein, dass grenzenloses Wachstum, stetig steigender Ressourcenverbrauch und die unvermeidlich auf uns zukommende Klimakatastrophe¹ Herausforderungen sind, welchen wir uns schon vorgestern hätten ernsthaft stellen sollen. Stattdessen verbrauchen wir immer mehr Ressourcen, die unter großem Energieaufwand gewonnen werden, und konsumieren immer mehr

Waren, die größtenteils durch billige Arbeitskraft im globalen Süden produziert und durch fossile Brennstoffe angetrieben über den ganzen Globus gekarrt werden. Zum Glück haben einige ökosoziale Bewegungen im letzten Jahr maßgeblich dazu beigetragen, unseren Blick auf die Situation zu schärfen und den Ernst der Lage zu erkennen. Sie üben durch ihre Präsenz Druck auf politische Akteur*innen aus und tragen zum öffentlichen Diskurs bei, indem sie die gängige Klimapolitik sowie herkömmliche Maßnahmen kritisieren und als »Greenwashing« entlarven. Für mich ist es offensichtlich, dass viele Maßnahmen die Logik des Geldes und des Wachstums nicht überwinden, sondern vielmehr versuchen, den Klimaschutz in die bestehende Denkweise zu integrieren.

Wir erkennen in den Debatten rund um Klima- und Umweltpolitik eines: Wir versuchen, die Natur aus kapitalistischer Sicht zu bewerten, ihr einen Geldwert zuzusprechen. Es tut mir im Herzen weh, wie sich der ökonomische Imperativ selbst in unserer Sprache durchsetzt. In den letzten Jahrzehnten sind rund um Klima- und Umweltschutz viele neu geprägte Wörter aufgekommen, die zeigen, wie sehr unsere Sicht auf die Natur von unserer *von Geld geprägten Denkweise* durchdrungen ist. Beispiele dafür sind Begriffe wie *Naturkapital* und *Ökosystemdienstleistungen*. Die Konzepte hinter beiden Begriffen vergegenwärtigen, wie man Funktionen von Lebensräumen und Ökosystemen, die für das menschliche Wohlergehen sorgen, monetarisiert. Man spricht von einer *Neuen Ökonomie der Natur*,² was heißt, dass man selbst mit Naturschutz versucht, Geldgewinne zu erzielen.

Doch nicht nur, wenn es um die Lösung der bevorstehenden ökologischen Krisen geht, wird deutlich, wie sehr unsere Sicht auf die Welt von kapitalistischen Zwängen geprägt ist. Al-

leine die Tatsache, dass alles, was in der Natur vorkommt – jeder einzelne Tropfen Wasser, jeder Berg, jedes Stückchen Wald und jeder noch so kleine Fleck auf der Erde – einen Marktwert hat, mit Geld erworben und getauscht werden kann und immer jemandes Eigentum ist, zeigt, wie tief die Geldlogik in uns verwurzelt ist. Gehe ich im Wald spazieren, so sehe ich Fichten-Monokulturen so weit das Auge reicht, die wir pflanzen, um schneller Profite zu erwirtschaften. Fahre ich mit dem Fahrrad den Fluss entlang, so sehe ich, wie wir frei fließende und ökologisch bedeutsame Gewässer mit Kraftwerken verbauen, um die daraus gewonnene Energie zu Geld zu machen. Bin ich auf der Suche nach einem freien Zugang zu einem See, so sehe ich, wie wir fruchtbare Böden und ein Naturjuwel nach dem anderen unter Beton begraben, um Menschen aus fernen Ländern anzulocken, damit sie ihr Geld bei uns ausgeben. Wir betrachten uns Menschen als von der Natur getrennt und machen die Natur zur Ware. Wir nutzen sie, um zu handeln, zu tauschen und um (Geld-) Reserven für spätere Zeiten anzuhäufen.

123

Vom Naturkapital zum Gemeingut

Ist es angemessen, uns weiterhin zu fragen, was die Natur kostet, oder wäre es an der Zeit, zu fragen, *was uns unser Umgang mit der Natur kostet?* Halten wir weiterhin an der alles beherrschenden kapitalistischen Denkweise fest, die alles, was ist, zur Ware macht, immer darauf aus ist, Profite zu machen, alle anderen als Konkurrenten zu sehen und dabei Entscheidungen *auf Kosten der Natur* und somit auch *auf Kosten aller Menschen* zu treffen, dann wird der Preis, den wir zahlen, ALLES sein. Es *kostet uns* unser Leben und das Fortbestehen der Menschheit auf diesem Planeten. Wenn wir uns also der Frage widmen, wie wir die Gesellschaft organisieren, ohne

dabei die Grundlage unseres Lebens zu zerstören, tun wir gut daran, das *Geld in unserem Denken*, das unseren Handlungen und Entscheidungen zugrunde liegt, hinter uns zu lassen. Würden wir unsere herkömmliche Denkweise überwinden, wäre es nicht nur absurd, der Erde einen Preis zu geben, sondern wir würden sie als *unbezahlbare* Lebensgrundlage anerkennen. Die Grundlage, die unser (Über-) Leben³ sichert und uns ein gutes Leben ermöglicht.

124 Mit der Erkenntnis, dass das Geld mein Denken bestimmt und dass ich durch das kapitalistische, geldvermittelte Wirtschaftssystem auf Kosten der Natur und der Menschen lebe, blieb mir gar keine andere Möglichkeit, als das Geld aus meinem Leben zu verabschieden. Gewiss geht das nicht von heute auf morgen, es ist ein stetiger Prozess. Ist man einmal mittendrin, so wird man sich täglich damit befassen, wo das Geld ›mitreden‹ will und in welchen Situationen man dem Geld inmitten einer geldvermittelten Gesellschaft einfach nicht ausweichen kann. Ich werde erfinderisch und lerne, stetig mehr Bedürfnissen nachzukommen, ohne Geld dafür zu verwenden. Seitdem dieser Prozess begonnen hat, nehme ich mich viel deutlicher als ein *Teil der Natur* wahr. Ich habe weder das Bedürfnis noch empfinde ich die Legitimation, zu »haben«, mich von der Natur abzuheben und sie mir Untertan zu machen.

Mit der Entscheidung, so zu leben, stand ich nicht alleine da. In einer überschaubaren, aber entschlossenen Gruppe entstand die Idee, sich der Selbstversorgung durch Gemüseanbau, gepaart mit »Guerilla-Taktiken« wie Food-Sharing, anzunähern. Wir gingen auf die Suche nach einer Fläche, die wir frei zur Verfügung gestellt bekommen und bepflanzen können. Wir wurden fündig. Wir begannen Gemüse anzubauen, wobei kaum jemand wirklich Ahnung von der Materie hatte. Im ers-

ten Gartenjahr konnten wir schon einen Teil unseres Bedarfs decken, doch uns wurde bewusst, dass *geldfrei leben* – also ohne Geld auszukommen – ebenso eine Aufgabe ist wie *geldlogikfrei leben* – das Geld in unserem Denken zu überwinden. Erstmals nahm ich beide als unterschiedliche Prozesse wahr, die einander jedoch bedingen und gemeinsam stattfinden. Am Beispiel unserer ersten Kartoffelernte wurde dies sichtbar: Wir wünschten uns, so viele Kartoffeln wie möglich zu ernten, damit wir sie nicht kaufen müssten. Doch haben Hitze und Kartoffelkäfer dazu geführt, dass viele Kartoffeln kleiner ausgefallen sind. Die Ernte wurde dennoch zur gemeinsamen Freude in der Gruppe verarbeitet und zubereitet. Die ersten geldfreien Kreisläufe bezüglich unserer Ernährung waren entstanden.

125

Zwei eindrucksvolle Aspekte sind mir in diesem ersten Jahr des Gemüseanbaus bewusst geworden. Erstens wurde begreifbar, welch einen Unterschied es macht, wenn man Gemüse anbaut, um es zu *verbrauchen*, und nicht, um es zu *verkaufen*. Die Größe der Kartoffel ist vielleicht etwas geringer ausgefallen, doch wir haben sie gemeinsam gegessen und dadurch zumindest ein bisschen weniger Geld für unsere Versorgung gebraucht. Die kleinen Kartoffeln wurden zum *Gut*, das wir gemeinsam produzierten und das die Gemeinschaft versorgte. Hätten wir die Kartoffeln zur *Ware* gemacht, wäre mehr als die Hälfte davon in einem Container gelandet, weil sich bekanntlich nur große und schöne Kartoffeln vermarkten lassen. Zweitens spürte ich, dass meine anfängliche Enttäuschung über die geringe Größe der Kartoffeln schnell wieder verschwand und sich in die Zufriedenheit, das Richtige getan zu haben, verwandelte. Denn die Art und Weise, wie wir das Feld bestellen und unsere Versorgung sichern, betrifft nicht nur mein Leben, sondern alle. Durch unsere naturnahe Anbaumethode haben wir

etwas Wichtiges geschützt und erhalten: die *Gemeingüter*. Wir haben bewusst nicht zu unserem eigenen kurzfristigen Vorteil Boden, Luft, Grundwasser und die Artenvielfalt mit Chemikalien belastet, um mit Sicherheit große Kartoffeln zu ernten, sondern haben das Wohl unserer Mitwelt ins Zentrum unseres Handelns gestellt. In diesem speziellen Fall haben wir als Gemeinschaft zum ersten Mal bewusst das Geld in unserem Denken überwunden und unsere praktischen Handlungen danach ausgerichtet. Betrachte ich das Feld, sehe ich nicht Naturkapital, sondern *ein Gut, von dem wir alle leben*.⁴ Auch das Feld selbst, das nicht unser Eigentum ist, uns aber zum Gemüseanbau zur Verfügung gestellt wird von Menschen, die unsere Idee der geldfreien Versorgung unterstützen wollen, wird durch das gemeinsame Bestellen zu einem Gemeingut. Hier lassen wir die der Norm entsprechenden Eigentumsverhältnisse ein Stück weit hinter uns, überwinden die monetäre Verwertbarkeit des Bodens und stellen die gemeinsame Nutzung der Fläche für die Versorgung von Vielen und die Sorge um die Erde in den Vordergrund.⁵

Von der Einfachheit zur Vielfalt

Im gleichen Jahr, als wir die kleinen, aber feinen Kartoffeln ernteten, hatte ich die Gelegenheit, an einer 10-tägigen Permakultur-Ausbildung (PDC), teilzunehmen. Zu jener Zeit waren meine Gedanken rund um das Geld und ein geldlogikfreies Leben noch relativ jung. Schon am ersten Tag, als wir die der Permakultur zugrunde liegenden ethischen Prinzipien⁶ durchgegangen sind, wusste ich, dass ich dort richtig aufgehoben bin. In der Folge lernte ich, dass die zwölf Gestaltungsprinzipien der Permakultur sehr vielseitig anwendbar sind und sich nicht nur auf die langfristige Gestaltung von Lebensräu-

men beziehen, sondern auch als Prinzipien für die *Gesellschaftsgestaltung* angewendet werden können. Die Prinzipien setzen dort an, wo wir als Gesellschaft gerade stehen, und gehen daher von einer Gesellschaft, die auf Geld basiert, aus. Dennoch wurde ich vor allem beim zehnten Prinzip »Nutze und schätze die Vielfalt« hellhörig.

Wir lernten, dass wir in einem System zwischen *Elementen* und *Funktionen* unterscheiden. Die Idee hinter der Gestaltung nach dem Prinzip der Vielfalt ist, dass viele Elemente die gleiche Funktion erfüllen, gleichzeitig aber viele Funktionen von mehreren Elementen übernommen werden. Das macht ein System stabil, resilient und vor allem anpassungsfähig. Zum Verständnis hier ein Beispiel: Eine Familie mit einem Hof hat das Bedürfnis nach Wasser. Die Familie bezieht, wie es bei uns so üblich ist, das Wasser – egal für welches Bedürfnis – über eine zentrale Wasserversorgung. Fällt diese aus, so hat die Familie kein Wasser – weder zum Kochen, noch zum Duschen oder für den Toilettengang, noch zum Gießen des Gartens oder zum Trinken. Die Lösung wäre in diesem Fall, sich Wasser in Plastikflaschen zu kaufen oder sich sonst irgendwo das Wasser in Kanistern abzufüllen. Gestalten wir unsere Umgebung – in diesem Fall den Hof – nach dem Prinzip der Vielfalt, werden wir versuchen das *Bedürfnis* »Wasser« – oder die *Funktion* Wasserversorgung – durch verschiedene *Elemente* abzudecken. So werden wir unser Haus an die zentrale Wasserversorgung anschließen, zusätzlich werden wir die Versorgung aber mit dem Sammeln von Regenwasser ergänzen. Das Abwasser aus Küche und Badezimmer könnten wir durch einfache, aber intelligente Systeme wie Schilfbeete filtern und dann für das Gießen im Garten benützen. Für den Toilettengang können wir eine Komposttoilette planen, die gar kein Wasser benötigt. Im

besten Fall graben wir auch einen Brunnen, aus dem wir Trinkwasser schöpfen können. Die Wasserversorgung wird hier von vielen Elementen übernommen. Fällt die Wasserversorgung des zentralen Systems in dieser vielfältigen Planung aus, so kann die Familie nach wie vor mit Regenwasser Duschen, Waschen und den Garten gießen, ihren Durst durch den Brunnen stillen und ohne Wasserbedarf auf die Toilette gehen. Und all die aufgezählten Elemente, die die Funktion der Wasserversorgung übernehmen, erfüllen zudem auch noch weitere Funktionen. So reinigt zum Beispiel das Schilfbeet das Abwasser für eine weitere Verwendung, und durch die Komposttoilette wird Humus aufgebaut.

Und wie Schuppen fiel es mir während dem Seminar von den Augen: Mit unserer Form der Wirtschaft verhält es sich genauso wie im ersten Teil des Beispiels, wo die Wasserversorgung durch ein zentrales System abgedeckt ist. Alle menschlichen Bedürfnisse erfordern in erster Linie einmal Geld, denn alles, was man zum Leben braucht – sei es Essen, Trinken, ein Dach über dem Kopf, Kleidung, Wärme, Mobilität, Gesundheit – kann nur durch Geld erworben werden. Geld ist also zu unserer aller Lebensnotwendigkeit geworden, und ob wir wollen oder nicht, müssen wir deswegen auch Geld erwerben. Geld ist also nicht nur ein Element, das eine oder mehrere Funktionen erfüllt, sondern *Geld ist das eine Element, das alle Funktionen zu erfüllen hat*. Hinzu kommt, dass das Geld ein Mittel ist, das sich in beinahe allen Winkeln der Welt, ob friedlich oder nicht, durchgesetzt hat. Vielleicht gibt es noch einige wenige indigene Völker am Amazonas oder im Himalaya, die ihren Bedürfnissen auch abseits des Geldes nachkommen können. Doch wir müssen festhalten, dass die von der westlichen Welt ausgehende Kolonialisierung und der Export der Geld-

wirtschaft in die Welt gelungen ist. Wir waren erfolgreich darin, *vielfältige* Lebensweisen und Kulturen auszulöschen und in der ganzen Welt die *Einfalt* zu etablieren.

Glücklicherweise gibt es unglaublich viele Initiativen, Vereine, Bewegungen sowie einzelne Menschen, die viel Energie dafür aufbringen, um angesichts dieser Einfalt vielfältige Lösungsansätze zu entwickeln. Ich durfte in den letzten sechs Jahren auf unterschiedlichen Konferenzen einige solcher Initiativen kennenlernen. In Österreich sind zum Beispiel Transition Town Friesach, das Dorf-Uni-Netzwerk, das Gemeinschaftswohnprojekt Cambium, die Munus-Stiftung sowie das Netzwerk rund um Degrowth und Postwachstum bekannt. All diese Initiativen schlagen ein achtsames Wirtschaften, einen sorgsam Umgang mit natürlichen Ressourcen und eine Lebensweise fern der Ausbeutung von Mensch und Natur vor. Alle genannten Initiativen haben unterschiedliche Herangehensweisen und erproben einen anderen Umgang mit Geld. Doch bei genauerer Betrachtung findet man überall geldfreie Sequenzen, die intuitiv im Tun entstehen, teilweise ohne sie als solche zu benennen. Dazu gehört das Teilen von freiem Wissen, das Schaffen von Gemeingütern, das gemeinsame Tragen von Entscheidungen und die damit einhergehende Verantwortung, das Öffnen von geldfreien Räumen wie Kost-Nix-Läden, Food-Sharing-Points und frei beerntbaren Gärten, oder einfach nur das ehrenamtliche, *unbezahlbare* Engagement vieler einzelner, um eine Vision zur Realität zu machen. Es scheint, als wäre das Wirtschaften ohne Geld – *das Schenken* – ein unausgesprochenes, aber zentrales Element eines gesamtgesellschaftlichen Wandels hin zu einer lebenswerten Zukunft. Die Menschen, die hinter diesen Initiativen stehen, schenken mir Hoffnung und machen mir Mut, daran zu glauben, dass wir die Mechanismen des kapi-

talistischen Wirtschaftssystems schrittweise überwinden können, um langfristig eine solidarische Lebensweise⁷ in unserer Gesellschaft zu etablieren. Es braucht eine *Vielfalt an Elementen, die eine Fülle von Funktionen übernehmen*, um die globale Herrschaft des Geldes zu überwinden. Es braucht eine *Vielfalt an Lösungen*. Auch wenn viele sich wünschen, es wäre einfach: Die *eine* Wahrheit gibt es nicht.

Die Fülle leben

130 Was an der Permakultur außergewöhnlich ist, ist dass sie sich selbst als *die Kunst des Möglichen*⁸ versteht. Sie hat die Intention, sich nicht nur auf den Schutz des noch Bestehenden zu konzentrieren, sondern sie forciert auch regenerative Methoden, um Ökosysteme langfristig wiederherzustellen. Genau das spiegelt sich auch im Versuch einer geldfreien Lebensweise wider. Die Absicht der *Überwindung des Geldes* ändert nicht nur unseren Umgang mit der Natur, sondern sie regeneriert auch unsere zwischenmenschlichen Beziehungen sowie die Beziehung zu uns selbst.

Ich erinnere mich an den einen Tag Mitte August 2019. Ich saß vor unserem Gemüsefeld und sah der Sonne beim Untergehen zu. Die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten die Pflanzen und Blüten in allen Farben, Formen und Größen. Ich war verliebt in die vielen Bohnenpflanzen, entzückt von den leuchtenden Chilis und ich erfreute mich an den Aromen der verschiedenen Kräuter. Mir wurde klar: Alles wächst und gedeiht von alleine, ohne viel Zutun. Gewiss musste irgendwann irgendjemand einen Samen säen oder ein Pflänzchen setzen, doch alles wächst eigenständig heran und erhält sich dann von selbst. Die Wurzelstöcke verbreiten sich, vieles sät sich von alleine aus, und die Bäume tragen Jahr für Jahr ihre Äpfel. Selbst in dem

einem Jahr, als die Kartoffelernte gering ausfiel, gediehen Mangold, Zucchini und Kürbisse prächtig. Fällt ein Element aus, so sind immer genügend andere da. Das ist Fülle. Alles, was wir brauchen, ist da, die Natur beschenkt uns mit ihren Kostbarkeiten. Und das bedingungslos. *Es ist eben nicht das Geld, das auf den Bäumen wächst, sondern das, was wir eigentlich zum Leben brauchen.*

Das Geld wirkt wie eine Brille, die die Fülle verschleiert, uns von ihr trennt und uns daran hindert, ein gutes Leben für alle zu ermöglichen. Diese Brille suggeriert Knappheit und erlaubt nur denjenigen Zugang zu den Geschenken der Natur, die auch den passenden Schein haben. Seitdem ich das Geld zunehmend aus meinem Denken verabschiedete, lebe ich in der Zuversicht, dass von allem genug da ist und dass die Dinge, die ich brauche, schon irgendwie den Weg zu mir finden werden. Ich bin so gut umsorgt, dass mir oft das Schmunzeln kommt, wenn ich an die Zeit denke, als mich eine beklemmende Angst um meine Existenz plagte, obwohl ich deutlich mehr Geld hatte als heute. Gewiss gibt es heute auch noch Situationen, in denen ich Geld verwende, um am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen oder um einem wichtigen Bedürfnis nachzukommen. Die vorherrschenden Rahmenbedingungen machen es einem auch nicht besonders leicht, ganz ohne Geld zu leben, doch die Situationen, in denen ich Geld verwende, werden immer weniger. Ich empfinde es als eine *Befreiung*, mit weniger auszukommen und keine Dinge mehr anhäufen zu müssen, um eine innere *Leere aufzufüllen*. Das Geld hat mich dazu veranlasst, jahrelang zu glauben, alles sei immer und überall zu knapp und man müsse ringen darum, überhaupt etwas vom Kuchen abzubekommen. Dabei schwimmen wir in Pudding und hüpfen auf Kuchen Trampolin.

Fülle bedeutet aber nicht nur, dass im Außen genug da ist. *Erfüllung* ist ein Prozess, der durch *sinnstiftendes* Tätigsein mit Kreativität und Muße im Innen entsteht. Würde ich weiterhin unzählige Stunden meiner Woche einer Tätigkeit nachgehen, nur um irgendwie zu Geld zu gelangen, so weiß ich, dass mir keine Zeit bliebe, die Dinge zu tun, die heute meinen Alltag prägen und mich *erfüllen*. Ich hätte niemals die Zeit, Kräuter anzupflanzen, sie zu pflegen, zu ernten, zu trocknen und schlussendlich fertige Teemischungen zu verschenken. Ich hätte nicht die Zeit, im Herbst Rosskastanien zu sammeln, sie zu schreddern und zu trocknen, um dann ein ganzes Jahr damit Wäsche zu waschen. Ich hätte nicht die Zeit dazu, Saatgut zu gewinnen, es zu trocknen, zu sortieren, es zu beschriften, um es dann bei Saatgutfesten mit anderen zu teilen. Ich hätte nicht die Zeit dazu, mich gemeinsam mit anderen zu organisieren und gesunde und echte Beziehungen mit Menschen aufzubauen, die einen ähnlichen Weg gehen und die Welt ein nachhaltiges Stückchen besser machen.

Ich sitze in unserem kleinen, wild wachsenden Garten und blicke auf die jungen Pflänzchen, die ich gerade gegossen habe. Noch immer erfreue ich mich an der Ruhe, mit der nun alles geschieht – eine kurze Pause vom kapitalistischen Wahnsinn. Covid-19 hat uns gezeigt, was alles in kürzester Zeit möglich ist, wenn wir es nur wollen. Was möglich ist, wenn wir die Gesundheit über die Wirtschaft stellen. Wann werden wir unsere Lebensgrundlagen und unsere Lebensqualität über das Geld stellen? Mit Zuversicht sehe ich nochmals den herrlich blühenden Apfelbaum an. In den nächsten Wochen werden die bestäubten Blüten zu saftigen Früchten heranwachsen, und im Herbst wird er uns mit diesen beschenken. Er wird kein bedrucktes Blatt Papier dafür verlangen. Mir kommt es vor, als würde der

Baum spüren, dass das Geld die eigentliche Pandemie ist, die es nun zu bewältigen gilt.

Empfehlung der Autorin

Verantwortung Erde: <https://www.verantwortung-erde.org>

Anmerkungen

- 1 Angesichts des Verlusts unserer Lebensgrundlagen ist es notwendig, von einer *Klimakatastrophe* zu sprechen anstatt von *Klimawandel*. Allem voran deshalb, weil der Begriff »Wandel« oft mit gesellschaftlicher Transformation gleichgesetzt wird und somit positiv konnotiert ist.
- 2 Vgl. Fatheuer, Thomas: *Neue Ökonomie der Natur*. Eine kritische Einführung. Schriftenreihe Ökologie; Bd. 35. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, 2014.
- 3 »Überleben« ist angesichts der zuvor genannten Krisen der treffende Begriff, wobei er in der möglichen »Welt nach dem Geld« durch »Leben« ersetzt werden sollte.
- 4 Vgl. Helfrich, Silke: *Wovon wir alle leben*. Eine Allmende ist kein Schlaraffenland, das leergefressen wird, sondern eher ein Picknick, zu dem alle was mitbringen. In: *Oya* 1/2010/01; oya-online.de.
- 5 Vgl. Helfrich, Silke: *Haben nahe dem Sein*. Geht es ums Eigentum, oder die Beziehungen zu dem, was Menschen nutzen? In: *Oya* 5/2019/56; <https://oya-online.de>.
- 6 Die drei ethischen Prinzipien der Permakultur nach David Holmgren sind: »Sorge für die Erde«, »Sorge für die Menschen« und »Überschüsse teilen«.
- 7 Vgl. Brand, Ulrich/Markus Wissen: *Imperiale Lebensweise*. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus. München: Oekom-Verlag, 2017.
- 8 Vgl. Bell, Graham: *Der Permakultur-Garten*. Anbau in Harmonie mit der Natur. Darmstadt: Pala-Verlag, 2014.

Vom Tauschen und Schenken

Ich sitze in der »Casa Isola«, am Fuße des Mirnocks, und blicke auf den See, als die ersten Sonnenstrahlen des Tages auf die Wasseroberfläche treffen und diesen Teil des Gegendtals erhellen. Liebe Menschen haben dort ein Gästezimmer im Dachgeschoss ihres Hauses gemütlich eingerichtet, damit ich mich hier zurückziehen und mich voll und ganz auf das Verfassen dieses Essays konzentrieren kann. Früher haben in diesem Zimmer Touristen übernachtet. Aus aller Welt kommen zahlende Gäste nach Feld am See, um in der Alpendorf-Idylle Urlaub zu machen. In diesem »Corona-Sommer« sollen es besonders viele sein – die zahlreichen Betten im Ort sind längst ausgebucht. Auf die Idee, mir für den Aufenthalt etwas zu berechnen, wären meine Freunde dennoch nicht gekommen.

135

Aus unseren verschiedenen Gärten habe ich prall gefüllte Kisten mit einer Vielfalt an frischem Obst und Gemüse mitgebracht. Das Feld hat uns heuer reichlich damit beschenkt, und die Ernte schmeckt erfahrungsgemäß noch besser, wenn sie mit Freunden geteilt wird. Auch ich erwarte mir für das Mitgebrachte keine Gegenleistung. Es wird damit auch keine Schuld beglichen, weil ich hier schlafen, Strom und Wasser mit nutzen darf. Diese Schuld ist gar nicht erst entstanden. Wir stellen uns nichts in Rechnung und sind uns auch nichts schuldig – weder in Form von Geld, noch in Form irgendeiner anderen Gegenleistung.

Meine Dankbarkeit, hier sein zu dürfen, ist groß, und ebenso groß ist auch das Bedürfnis, meinen Gastgebern eine Freude zu bereiten – ihnen etwas mitzubringen, das sie brauchen können. Doch ich muss das nicht tun. Es ist keine Bedingung, die erfüllt werden muss, bevor ich mich im Zimmer ausbreiten und wohlfühlen darf. Ich stehe mit diesen Menschen in Beziehung, und im Gegensatz zur Übernachtung in einem Hotel oder in einer Pension handelt es sich hierbei um eine direkte, menschliche Beziehung, nicht um eine Tausch-Beziehung. Es fühlt sich gut an, an diesem malerischen Ort ehrlich willkommen zu sein, dass sich die Menschen, die mich beherbergen, tatsächlich über meinen Besuch freuen und das nicht vor allem deshalb tun, weil sie Geld dafür bekommen. Dieses Gefühl ist unbezahlbar.

Ein Versuch, die Tauschlogik zu überwinden

Der Besuch in Feld am See beschreibt eine Situation, die für sich genommen wohl vielen bekannt und vertraut sein dürfte. Gute Freunde, die für ein paar Tage ohne vorausgesetzte Gegenleistung Unterschlupf gewähren, sind zum Glück noch nicht vom Aussterben bedroht. Doch wenn diese Form des voneinander entkoppelten Gebens und Nehmens (ohne aufzurechnen) kein isoliertes Einzelereignis bleibt, sondern sich in alle Lebensbereiche erstreckt und zur täglichen Praxis wird, kann das bei so manchem »Homo oeconomicus« durchaus für Verwunderung sorgen. Zumindest gewinne ich diesen Eindruck, wenn ich auf die oft gestellte Frage, »was ich denn beruflich so mache«, antworte, dass ich versuche, die Tauschlogik zu überwinden und möglichst geldfrei zu leben, und dann nicht selten in erstaunte Gesichter blicke.

Vor einigen Jahren habe ich mir zum Ziel gesetzt, meine Energie, meine Gedanken, meine Kreativität, all mein Tätigsein und die Früchte, die daraus entstehen, möglichst nur noch zu verschenken und nicht mehr gegen Geld oder sonst etwas zu tauschen. Ich versuche nur noch zu machen, was ich für sinnvoll und notwendig erachte, was mir ein Anliegen ist oder mir Freude und Spaß bereitet. Was ich hergebe, ist ein Geschenk, ich knüpfe also keine Erwartung einer Gegenleistung daran. Es ist keine in Aussicht gestellte Bezahlung, kein möglicher Gewinn, der mich zu etwas bewegt, und auch kein Vertrag, durch den ich mich zu etwas verpflichte. Was ich tue und auch, was ich nicht tue, hängt von meinem inneren Antrieb ab und ist allein meine Entscheidung. Wer sich auf mich verlassen will, muss mir vertrauen.

137

Vertrauen in mich, meine Mitmenschen und meine Mitwelt ist auch die grundlegendste Voraussetzung dafür, dass ich mir überhaupt vorstellen konnte, die Entscheidung zu treffen, so zu leben. Denn der Versuch, die Tauschlogik zu überwinden, schließt auch den Umgang mit der dominantesten Vermittlungsform des Tausches aus – dem Geld. Und das Geld wiederum schließt alle aus, die keines haben. Um jene Bedürfnisse, die ich nicht selbst befriedigen kann, nun also tausch- bzw. geldfrei stillen zu können, ist die Bereitschaft des Gegenübers notwendig, mit mir zu teilen, was ich brauche, oder mir zu geben, worum ich bitte. Ich bin auf meine Mitmenschen und die direkten Beziehungen zu ihnen angewiesen. Darauf, dass sie mir ihre Zeit, ihre Hilfsbereitschaft, ihre Dinge und ihre Liebe schenken möchten. Genau diese Angewiesenheit auf meine Mitmenschen ist auch die allerwichtigste Motivation für meine Entscheidung, diesen Weg zu beschreiten – noch wich-

tiger als die Möglichkeit, mein eigenes Leben selbstbestimmt gestalten zu können. Denn durch diese Lebensweise lasse ich auch meinen Mitmenschen die Freiheit, selbstbestimmt entscheiden zu können, was sie für sich, mich oder die Allgemeinheit tun möchten.

138 Dass ich als junger Mann, der in Mitteleuropa in einem sicheren Umfeld und ohne Versorgungsängste leben kann, in einer besonders privilegierten Lage bin, ist mir bewusst. Ich empfinde diesbezüglich nicht nur eine große Dankbarkeit, sondern auch die Verantwortung, an der Veränderung jener Verhältnisse mitzuwirken, die meine Situation so privilegiert machen. So sehr ich mich am Leben erfreue – zu wissen, dass unser materieller Wohlstand dem Rücken anderer abgerungen wird, macht es mir schwer, das Leben mit gutem Gewissen gebührend zu feiern. Ich bin daher nicht mehr dazu bereit, immer mehr zu konsumieren, mit meinen Mitmenschen im Streben nach Profit in Konkurrenz zu stehen und dadurch jene Strukturen zu nähren und zu legitimieren, durch die Menschen, Tiere und unsere Lebensgrundlagen systematisch ausgebeutet werden. Vom Einsatz körperlicher Gewalt abgesehen, ist Geld als vermittelndes Tauschmittel die einzige Möglichkeit, anderen Menschen – selbst in weit entfernten Ländern – etwas abzuverlangen, das sie nur deshalb geben, weil sie zur Existenzsicherung dazu gezwungen sind, und nicht, weil sie das möchten.

Doch wie so vieles im Leben ist auch die Überwindung der Tauschlogik ein Prozess, der nicht von heute auf morgen vollzogen ist. Durch die kapitalistische Realität, die uns umgibt, stößt der Ansatz unweigerlich an seine Grenzen. Wie alle anderen, so bin auch ich – zwar mittlerweile mehr indirekt als direkt – nach wie vor darauf angewiesen, dass Geld fließt und getauscht wird. Wenn auch nicht von mir zu meinen Gastge-

bern in Feld am See, so doch von ihnen zu ihrem Stromanbieter, dem Wasserwerk oder der Gemeinde. Die lieben Menschen, die uns ihre Fläche zum Gemüseanbau frei zur Verfügung stellen, müssen dafür eine Grundsteuer und die Versicherung bezahlen. Wenn ich in einem Auto mitfahre, muss Geld fließen, damit der Treibstoff fließt. Und den Laptop, auf dem ich gerade schreibe, habe ich zwar geschenkt bekommen, doch auch hier musste vorher Geld getauscht werden, damit die daran beteiligten Arbeitskräfte bezahlt werden und das herstellende Unternehmen ihn verkauft. Selbst wenn ich fernab der Zivilisation, auf einer einsamen Insel oder einem abgelegenen Selbstversorger-Hof leben würde, wäre dem Geld nicht zu entkommen. Denn vom kleinsten Flecken bis zum größten Berg – an allem in dieser Welt hängt derzeit ein Eigentums-Anspruch und somit letztendlich Geld. Wirklich gänzlich ohne Geld bzw. einen indirekten Kontakt damit zu leben, ist in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht mehr bzw. noch nicht vorgesehen und daher derzeit schlichtweg nicht möglich.

139

Um mich vom Unmöglichen nicht zu sehr aufhalten zu lassen, lege ich den Fokus lieber auf das Machbare – darauf, mich neu auszurichten, zu experimentieren und einen Schritt nach dem anderen zu setzen. Ich habe damit begonnen, meine Bedürfnisse zu hinterfragen, Dinge im Rahmen meiner Möglichkeiten selbst zu machen, Vorhandenes zu Nutzen und mich mit anderen zu organisieren, um die verbleibenden Bedürfnisse gemeinsam möglichst tauschlogikfrei zu befriedigen. Die Erfahrungen, die ich dabei sammle, prägen meine persönliche Entwicklung und sind zugleich das, was ich zu dem dringend notwendigen Diskurs über andere Formen der Versorgung und des Zusammenlebens beitragen kann.

Das Geld steht uns im Weg

140 Man könnte wohl ganze Bibliotheken mit guten Gründen füllen, die dafürsprechen, über Alternativen zum geldvermittelten Wirtschaftssystem und zu unserem aktuellen Lebensstil nachzudenken. Die Notwendigkeit eines grundlegenden Gesellschaftswandels drängt sich immer deutlicher auf und damit einhergehend auch die Notwendigkeit, solche Alternativen zu entwickeln und zu erproben. Vor allem der bedrohliche Zustand des Ökosystems Erde hat durch die Diskussion über die Klima-Erhitzung und ihre spürbaren Folgen mittlerweile große Aufmerksamkeit erlangt. Die Sorge und die Betroffenheit über diesen Zustand werden angesichts von Dürren, großflächigen Bränden, Hochwasserkatastrophen und extremen Unwettern immer größer. Dass schleunigst etwas unternommen werden muss, damit die Klimakrise nicht flächendeckend in eine gewaltige Katastrophe ausartet, ist nicht nur unter den Experten breiter Konsens. Wir stehen mit dem Rücken zur Wand und vor der Frage: »Change by design or by disaster?« Dennoch sind bislang alle Versuche, tiefgreifende Veränderungen auf globaler Ebene anzustoßen, an wirtschaftlichen Interessen – also an Geld-Interessen – gescheitert.

Dass wir unserer größten Herausforderung, der Klima-Erhitzung, mit diesem zu Wachstum gezwungenen Wirtschaftssystem keinesfalls angemessen begegnen können, wird uns auch durch die politischen Reaktionen auf die Corona-Pandemie eindrucksvoll vor Augen geführt. Wird doch gerade um jeden Preis verhindert, was eigentlich notwendig wäre, um unseren Ressourcenverbrauch und unsere Emissionen auf ein für das Klima verträgliches Maß zu drosseln – eine Reduktion der Wirtschaftsleistung. Anstatt die kurzfristig sicht- und messbare Erholung der Natur durch die heruntergefahrenere Produktion während

des »Lockdowns« zum Anlass für eine Trendumkehr zu nehmen, sind Regierungen derzeit händeringend darum bemüht, ihre Bürger*innen mit zahlreichen Hilfspaketen zum Konsumieren – also zu noch mehr Verbrauch – anzuregen. Obwohl es der Wachstumszwang des Geldes ist, der immer mehr Ressourcen, Energie und Leben auf unserem Planeten verschlingt und so die Triebfeder der menschengemachten Klima-Erhitzung darstellt, wird alles in Bewegung gesetzt, um diesen Zwang doch noch ausreichend zu bedienen und so das Wirtschaftssystem irgendwie am Leben zu erhalten. Dass nur noch hergestellt wird, was Menschen wirklich brauchen oder von sich aus herstellen möchten, ist meines Erachtens der naheliegendste Ansatz, um unseren maßlos ausgeferten Verbrauch und die Ökosysteme des Planeten wieder in Balance zu bringen. Doch die wirtschaftlichen Auswirkungen der wenigen Wochen, in denen nur Lebensnotwendiges gekauft werden konnte, zeigen, dass es wohl das Ende dieses Systems bedeuten würde, wenn dieses bedürfnisorientierte Verbrauchsverhalten von einer temporären Ausnahmesituation zur Normalität werden würde. Denn das Ziel unseres Wirtschaftssystems ist es nicht, dass alle an die Dinge kommen, die sie brauchen, um ein gutes Leben führen zu können – sondern, dass aus Geld mehr Geld gemacht wird, also möglichst viel und immer mehr getauscht und verbraucht wird.

141

Die Pandemie macht darüber hinaus sichtbar, in welche Abhängigkeiten eine Versorgung gerät, die auf »outgesourcte« Produktion und globale Warenströme setzt, um Kosten zu senken bzw. den Profit zu maximieren. Dass es auch weitreichende ökologische und soziale Folgen hat, Dinge unter widrigen Bedingungen in sogenannten »Billiglohn-Ländern« zu produzieren, um sie dann um den Globus zu karren, ist ebenfalls längst

bekannt. Dennoch wird es weiterhin so betrieben, solange »die Rechnung stimmt« – sich also Geld dadurch verdienen lässt. Die Öko-Systeme, unsere Lebensgrundlagen und somit auch die Grundlage jeglichen Wirtschaftens, spielen bei der Erstellung dieser Rechnung – wenn überhaupt – nur eine nachrangige Rolle. Dasselbe gilt für das Wohlbefinden aller Lebewesen. Was unter dem Strich zählt und entscheidet, ist das Geld – es geht um Geld, das verdient oder gespart werden muss. Betrachtet man die Welt jedoch, ohne dabei in Kosten, Bilanzen bzw. Geld zu denken, wird die Zerstörung sichtbar, die oftmals gerade dann zurückbleibt, wenn davor gute Geschäfte mit großen Gewinnen gemacht wurden. Wenn Menschen Wälder für Einkaufszentren oder Palmöl-Plantagen roden, die Böden für kurzfristigen Ertrag langfristig mit Pestiziden vergiften, Tiere in immer größere Massentierhaltungen sperren, Kriege anzetteln, um Waffen zu verkaufen, einander übervorteilen oder ausbeuten, ist ihre Motivation hierzu wohl in den allermeisten Fällen in der Notwendigkeit, Geld zu verdienen, begründet, und nicht auf einen inneren Antrieb zurückzuführen. Dass sich auch ohne Geld bzw. in Aussicht gestellte Bezahlung eine Vielzahl an Menschen für die Ausführung solcher Tätigkeiten zur Verfügung stellen würden, kann ich mir nur schwer vorstellen. Es ist der Zwang, irgendwie an Geld zu kommen, um in dieser Welt existieren zu können, der unsere Handlungen bestimmt und uns dabei viel zu vieles in Kauf nehmen lässt. Die Entscheidung, tauschlogikfrei leben zu wollen, resultiert also sowohl aus der Beobachtung der zunehmend katastrophaler werdenden Zustände unserer geldvermittelten Welt, als auch auf dem Wunsch, eine Antwort auf die Frage zu finden, wie es uns besser gelingen kann, friedlich und zufrieden miteinander und mit unserer Mitwelt zu leben.

Tauschlogikfrei geht nur gemeinsam

An dem Ort, den ich seit rund zwei Jahren »zu Hause« nennen darf, kann ich ohne vorausgesetzte Gegenleistung schlafen, duschen, essen, gestalten, leben. Gemeinsam mit meiner Partnerin bewohne ich ein Zimmer in dem Haus von J., R., M. und M. Wir haben einander kennengelernt, weil R. mir vor einigen Jahren eine E-Mail geschrieben und mich zu ihnen nach Hause zu einem Gespräch eingeladen hatte. Ich fühlte mich schon beim ersten Besuch wohl in diesem Haus und bei den Menschen, die es mit Leben erfüllen. Die Ideen und Projekte von »Verantwortung Erde«, der Bewegung, in der ich aktiv bin und die auch mit einem Sitz im Stadt-Parlament vertreten ist, hatten sie zu diesem Zeitpunkt schon länger verfolgt und deshalb Kontakt aufgenommen.

143

R. erzählte mir von seinen jahrelangen Forschungen und Überlegungen, und dass er zu dem Schluss gekommen sei, dass es das Geld und seine Logik ist, die sowohl unser Denken als auch unser Handeln bestimmen. Ich hörte in diesem Gespräch zum ersten Mal davon, und obwohl ich ihn nicht gleich fassen konnte, gefiel mir der Gedanke, dass es sich um eine Logik handelt, die uns beherrscht und so zerstörerisch handeln lässt, von Anfang an. Vor allem deshalb, weil ich mit dieser Perspektive kein Feindbild brauche, um mir den Zustand dieser Welt schlüssig erklären zu können, und auch gegen niemand anderen vorgehen muss, um diesen Zustand zu verändern.

Meine Neugierde war geweckt, und ich habe mich auf den Gedanken eingelassen. Nach vielen weiteren Besuchen, vertiefenden Gesprächen und eigenen Beobachtungen bin ich dann zu der Erkenntnis gelangt, dass Geld tatsächlich beinahe allgegenwärtig wirkt, auch tief in mich und in die Beziehungen zu anderen Menschen hinein. Solange ich es zulasse, entschei-

det das Geld, wann ich aufstehe, wo und mit wem ich tätig bin oder den Tag verbringe, was ich esse, wie ich mich kleide, wo ich wohne, was ich mache, wie ich es mache und wie viel Zeit meines Tages übrig bleibt, um sie mit meinen Liebsten zu verbringen.

144 Je bewusster mir wurde, wie fremdbestimmt sich mein Alltag gestaltet, desto größer wurde das Bedürfnis, mein Leben möglichst von dem zu befreien, was sonst so omnipräsent darauf einwirkt – und zu beobachten, was sich dadurch verändert. Ich hatte das große Glück, mit dieser Erkenntnis und mit dem Wunsch, mein Leben zu verändern, nicht alleine zu sein. Mit einer Handvoll Menschen machten wir es uns zur gemeinsamen Aufgabe, in der Praxis auszuprobieren, was in der Theorie sinnvoll erscheint: Beziehungen und Kreisläufe aufzubauen, in denen wir die Tauschlogik überwinden. Auf die Frage, wie wir in dieses Abenteuer einsteigen möchten, fanden wir relativ rasch eine Antwort. Wir alle wollten selbst Hand anlegen und auch mit anderen Menschen ins Gespräch kommen, um sie zum Mitmachen einzuladen. Das Essen als ein Bedürfnis, dem alle nachkommen müssen, und in dessen Herstellung wir bereits Erfahrungen gesammelt hatten, erschien uns der geeignetste Lebensbereich zu sein, um das Projekt zu starten. Wir begannen damit, zu kochen und Freunde, Bekannte, Verwandte und Interessierte zum Essen einzuladen.

Der erste Treffpunkt für diese Essen war das Haus, in dem wir mittlerweile auch mietfrei wohnen dürfen. Sechs Tage die Woche wurde dort mittags pflanzlich gekocht. Die Einladungen erfolgten immer persönlich – von Mensch zu Mensch – um sicherzustellen, dass das Ganze im privaten Rahmen abläuft. Viele Menschen nahmen die Einladung an, aßen mit uns und kamen mit uns ins Gespräch. Zu Beginn stammte nur ein

kleiner Anteil der Lebensmittel, die verköcht wurden, aus unseren Gärten. Die meisten Zutaten wurden gekauft oder vor dem Wegwerfen »gerettet«. Geld für das fertig gekochte Essen wurde nie verlangt und selbst dann nicht angenommen, wenn jemand unbedingt dafür bezahlen wollte. Das kam immer wieder vor und ließ die Beobachtung zu, dass es oftmals leichter ist zu schenken als etwas anzunehmen, ohne eine Gegenleistung zu erbringen. Schon bald wurden neue Gärten angelegt und die bereits bestehenden vergrößert. Auch gerettete Lebensmittel, die den Verkaufsstandards nicht mehr entsprachen, durften wir regelmäßiger abholen. Wir nahmen sie dankend entgegen, um damit jene Teile der Versorgung aufzufüllen, die wir noch nicht selbst herstellen konnten. So gelang es, dass wir neben unserem Tätigsein auch die Zutaten für das Essen zunehmend geldfrei organisieren konnten.

145

Nachdem es in dem Privathaus zu eng wurde, beschlossen wir, mit dem Essen in die E. R. D. E.* – den Freiraum von »Verantwortung Erde« in der Villacher Innenstadt – umzusiedeln. Auch dort fand unsere Einladung großen Anklang. Sogar so großen, dass es Tage gab, an denen bis zu 100 Menschen zum Essen kamen. Mit der Anzahl an Menschen stieg auch die Intensität jener Tätigkeiten, die notwendig waren, um das Projekt am Laufen zu halten. Wir freuten uns sehr über das rege Interesse und das Vertrauen, das uns die Menschen schenkten, die zu uns zum Essen kamen, doch irgendwann gelangten sowohl die räumlichen Kapazitäten als auch unsere Kräfte an ihre Grenzen. Das Anbauen der Lebensmittel sowie das Kochen samt Vor- und Nachbereitung war für die »Initial-Gruppe« alleine nicht mehr so leicht zu bewerkstelligen. Zwar fanden sich immer wieder helfende Hände, die sowohl in der Küche als auch im Garten mit anpackten, doch die zunehmende Belastung

begann, Spannungen zu verursachen. Nach zwei Jahren reibungslosem Ablauf kamen erstmals Diskussionen darüber auf, ob wirklich alle, die zum Essen kamen, auch dazu »berechtigt« waren – auch wenn sie keinen aktiven Beitrag dafür leisteten. Zwar ging es dabei nie um Geld, sehr wohl aber um eine Gegenleistung, die manche einforderten. Rückblickend wurde mir anhand dieses Beispiels der Unterschied zwischen geldfrei leben und tauschlogikfrei leben noch klarer. Es war uns zwar gelungen, das Essen ziemlich geldfrei zu gestalten, doch die tief in unserem Denken verwurzelte Tauschlogik, die den Vergleich anstellt, wer wie viel beiträgt, hatte sich eingeschlichen und für Unmut gesorgt.

Um Druck aus der Situation zu nehmen, beschlossen wir, von der Anfangsphase, deren Ziel es war, möglichst viele Menschen mit der Idee in Berührung zu bringen, in die nächste Phase überzugehen. Wir aßen von da an nur noch einen Tag im größeren Kreis in der E. R. D. E.* und trafen uns die anderen fünf Tage wieder im Privathaus, um dort mit jenen Menschen gemeinsam zu essen, die dazu bereit waren, den Aufbau tauschlogikfreier Kreisläufe zu intensivieren. Nach insgesamt drei Jahren war die Gruppe dann aus der ursprünglichen Projektstruktur herausgewachsen. Das gemeinsame Mittagessen als kontinuierlicher Fixpunkt in unseren Leben war anfangs wichtig, um intensiv mit der Idee in Kontakt zu kommen und erste Gehversuche auf tauschlogikfreiem Boden zu machen. Die Erfahrungen, die wir dabei sammeln durften, lösten in uns unterschiedliche Prozesse aus, die unterschiedliche Bedürfnisse hervorbrachten. Während es manchen z. B. immer wichtiger wurde, ihre Wohnsituation zu verändern, legten andere den Fokus darauf, Kontakte zu knüpfen und das Netzwerk zu erweitern. Es kam der Zeitpunkt, an dem es uns sinnvoll erschien,

die relativ engmaschige Projektstruktur aufzulösen, damit alle ihren Impulsen in ihrem Tempo nachgehen können. Sich täglich zum Essen zu treffen war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr notwendig, um die Weiterentwicklung von tauschlogikfreien Kreisläufen zu gewährleisten und miteinander in Verbindung zu bleiben – das passierte bereits unabhängig davon. Um uns dennoch regelmäßig zu sehen und eine gemeinsame Konstante beizubehalten, blieb das »Montagsessen« in der E. R. D. E.* bestehen. Den Rest der Zeit treffen wir uns bedürfnisorientiert, wenn es gerade passt oder notwendig ist.

In den drei Jahren wurde der Grundstein für etliche Initiativen im Sinne der Schenk-Kultur gelegt. Zusätzlich zur Schenk-Box vor unserem Freiraum, die rund um die Uhr zum bedingungslosen Geben und Nehmen einlädt, entstanden weitere dezentrale Schenk-Kreisläufe. Egal ob Kleidung, Bücher, Geschirr oder Elektrogeräte – was nicht mehr gebraucht wird, wird weitergegeben, zirkuliert in der Gruppe und darüber hinaus. Zusätzlich zu den Schenk-Möglichkeiten im Freiraum E. R. D. E.* betreiben wir auch online Schenk-Plattformen. Wenn wir uns außerhalb unseres Freiraumes treffen, wird immer öfter ein Schenk-Tisch aufgebaut. Auch die tauschlogikfreie Vermittlung von Wissen und Fertigkeiten ist ein nicht mehr wegzudenkender Bestandteil dieses Netzwerks. Bei den zahlreichen Workshops und Vorträgen, zu denen regelmäßig in unseren Freiraum eingeladen wird, gibt es weder Honorare noch ist ein Eintritt zu bezahlen. Vom Wäschewaschen mit der Rosskastanie über die Saatgutgewinnung bis hin zur Haltbarmachung von Gemüse – wir geben uns gegenseitig Werkzeuge in die Hand, die uns dazu ermächtigen, unser Leben geldfreier zu gestalten.

Durch das tägliche Essen sind viele Menschen miteinander in Berührung gekommen und haben Anschluss gefunden. Be-

ziehungen wurden geknüpft, Freundschaften sind entstanden und Menschen haben damit begonnen, sich miteinander ihr Leben zu organisieren. Obwohl es sich bei diesem Gefüge um keinen Verein handelt, bei dem ich Mitglied werden kann, und auch sonst keinerlei Rechtsform existiert, die uns einen Rahmen gibt oder zusammenhält, entsteht ein immer größer werdendes Netzwerk an menschlichen Beziehungen, in dem wir einander stärken, unterstützen und inspirieren. Wir schließen keine Verträge miteinander ab und kommen ohne strukturelle Hierarchien aus. Unser Zusammenwirken baut auf gegenseitiges Vertrauen, Selbstbestimmung und Eigenverantwortung. So gelingt es uns gemeinsam, immer mehr unserer Lebensbereiche ohne Tausch und ohne Geld zu gestalten und dadurch im vermeintlich Kleinen einen Beitrag zu einem Wandel im großen Ganzen zu leisten.

Über eine Welt nach dem Geld nachzudenken, regt meine Vorstellungskraft an – es macht mir Mut und Hoffnung. Mich bei meinen Überlegungen nicht mehr ständig fragen zu müssen, ob eine Idee finanzierbar ist oder sich rentiert, sondern nur noch, ob sie möglich und machbar ist, hebt in meinem Kopf Grenzen auf und bringt Potentiale zum Vorschein. Die Angst vor einem kargen Leben, die Sorge vor zu großer Abhängigkeit und die Befürchtung eingeschränkter Möglichkeiten, die mir anfangs in den Sinn kamen, wenn ich an ein Leben ohne Tausch und Geld dachte, werden durch die Erfahrungen, die ich machen darf, entkräftet. Die wunderbar bunten und reichhaltigen Buffets, die zustande kommen, wenn bei unseren Feiern viele etwas mitbringen, das sie gut und gerne machen, zeugen von der Fülle, die da sein kann, wenn wir miteinander teilen. In meiner Versorgung bin ich auf meine Mitmenschen und meinen Lebensraum angewiesen, mache mich zugleich aber auch

zunehmend Unabhängig von ausbeuterischen Strukturen, großen Konzernen und der Entwicklung auf irgendwelchen Aktienmärkten. Wie sehr sich mein Möglichkeitshorizont durch diese Perspektive erweitert, lehrte mich erst kürzlich die Planung eines tauschlogikfreien Festivals. Ohne durch ein Budget begrenzt zu sein, können wir alle Künstler*innen einladen, die uns gefallen und nicht nur jene, die wir uns »leisten« können. Darüber hinaus haben wir so sogar noch die Gewissheit, dass wirklich nur diejenigen kommen, die auch mit uns feiern möchten. Daraus ergibt sich eine ganz besondere Lebensqualität, die ich nicht mehr missen möchte.

149

Dass die Tauschlogik und das Geld wohl nicht übermorgen weltweit verschwunden sein werden, ist mir bewusst. Doch es erscheint mir wenig aussichtsreich, daran festzuhalten, Probleme mit derselben Denkweise lösen zu wollen, durch die sie entstanden sind, und darauf zu hoffen, dass die Fortsetzung der immer gleichen Handlungen irgendwann doch noch zu anderen Ergebnissen führt. Für mich ist daher klar, dass eine grundlegende Veränderung unseres Lebensstils unumgänglich ist, wenn wir auf diesem Planeten weiterhin Bedingungen vorfinden möchten, unter denen Menschen gut leben können. Ich glaube zwar nicht, dass die Überwindung der Tauschlogik ein Allheilmittel für alle globalen Herausforderungen ist – oder gar die einzige Alternative, die auszuprobieren sinnvoll ist. Doch es ist der friedlichste und zugleich tiefgreifendste Ansatz, die vielen Krisen an der Wurzel zu packen und das vorherrschende System zu überwinden, der mir bislang begegnet ist.

Empfehlung des Autors

Verantwortung Erde: <https://www.verantwortung-erde.org>

Geld auf dem Abstellgleis

Wie wir uns mit Commons¹ von der Geldlogik abkoppeln können

»Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotiven der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zug reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.«² 151
— Walter Benjamin

Wir sitzen gemeinsam mit Freund*innen und Unbekannten in diesem Zug. Im »Zug der Geschichte«. Viele Mitreisende sind mit dem Ziel, der Fahrtgeschwindigkeit, der Streckenführung oder dem Transportmittel nicht einverstanden. Gesamtgesellschaftlich gibt es viele existenzielle Probleme zu lösen: Bisher ist ein gutes Leben für alle nicht erreicht. Wir fahren nicht alle in der gleichen Klasse. Manche Lebensbedingungen sind so miserabel, dass Menschen in Kauf nehmen, im Mittelmeer oder in der Wüste zu sterben, auf dem Weg in das bessere Leben, anstatt dort zu bleiben, wo ihre Liebsten sind. Auf die planetarischen Lebensgrundlagen bezogen ist immer etwas leer, voll oder kaputt (-gemacht). Lassen wir ein Spüren mit der Erde zu, tut es weh. Wir anerkennen jetzt den Klimawandel, dessen heutige Auswirkungen das Resultat unseres Verhaltens vor 40 Jahren sind. Wir wissen, dass die Auswirkungen der letzten 40 Jahre noch in der atmosphärischen Pipeline sind. Der »Zug der Geschichte« rast auf einen Abgrund zu.

Ich meine, auch eine der wichtigsten Triebkräfte für dieses Rasen zu kennen: den Kapitalismus. Ein System, das auf der Grundlage des modernen Geldes und seiner inhärenten Logik basiert und zu Verwertung von Ressourcen, Menschen und Mitlebewesen führt. Das monetären Reichtum auf der einen Seite und monetäre Armut auf der anderen Seite hervorbringt. Ein System mit ziemlich ausgeprägten Beharrungskräften. Und obwohl ich das weiß, und obwohl wir eben nicht mal schnell ohne Schiene fahren können, setze ich mich hin und schreibe über die Frage, ob wir meiner Meinung nach gesellschaftlich einen anderen Umgang mit Geld entwickeln, oder es doch lieber gleich abschaffen (aufheben, verabschieden, ignorieren, außer Mode kommen lassen) sollten.

Ich vertrete die Position, dass die Logik des modernen Geldes, wie wir sie kennen, verheerend ist. Die Covid-19-Pandemie hat gesellschaftlich erlebbar gemacht, wie tödlich es sein kann, wenn mit Grundbedürfnissen Rendite erzielt wird. Prekär Beschäftigte, Alleinerziehende, ältere Menschen und Geflüchtete sind sich ihrer Verletzlichkeit in der Konfrontation mit immer neuen Varianten der marodierenden Verwertungslogik des Geldes immer bewusst. Corona macht die Erfahrung, plötzlich nicht mehr verwertbar zu sein, nun zu einer kollektiven: erlebbar im Baugewerbe, im Tourismus, in der Gastronomie bis hin zum Kulturbetrieb.³ So fordern aktuell viele Menschen: »Keine Profite mit der Gesundheit!« Kaputtgesparte Gesundheitswesen und von Pharmakonzernen abgezogene Gewinne haben in vielen Ländern zu Überforderung und noch mehr Toten beigetragen. Dass der Normalzustand auch im deutschen Gesundheitssystem schon Krise ist, muss erst eine pandemische Krise unters Brennglas zerren.

Aber geht das überhaupt? Keine Rendite mit der Gesundheit? Wie Eske Bockelmann in seinem Beitrag zeigt, ist es das Geld mit seiner Logik selbst, das den Zwang zur Rendite hervorbringt. Wenn Geld im Gesundheitssektor nicht länger dem Gesetz folgt, mehr zu werden, dann erfüllt es ein Kriterium des modernen Geldes nicht mehr und wird damit zu etwas anderem. Der Gesundheitssektor ist groß und durchkapitalisiert und existiert innerhalb unserer vorwiegend geldvermittelten Gesellschaft. Wer sollte die Macht haben, ihn als Ganzes aus der Verwertungslogik und dem Zwang zur Rendite herauszulösen? »Der Staat könnte das«, denken Viele und gehen dabei davon aus, Staat und Geldwirtschaft⁴ könnten getrennt gedacht werden. Sie können es nicht. Historisch betrachtet hat der Staat Individuen aus ihren sozialen Netzwerken der gegenseitigen Verpflichtung herausgelöst.⁵ In diesen Zusammenhängen, die unterschiedliche Namen tragen wie z. B: Dorfgemeinschaft, Clan, Gabengesellschaft, wurde Gegenseitigkeit behutsam ausgeübt. Über Beiträge, die nicht äquivalent und abschließend *für* eine andere, frühere Transaktion getätigt wurden, fand eine hohe soziale Integration statt. Dieses Beitragen, das Beziehungen in sozialen Zusammenhängen herstellt, definiert, regeneriert und gleichzeitig den kollektiven Bedarf regelt, ist weltweit weiterhin lebendig⁶ – auch wenn diese Art von bedürfnisorientierter Versorgung, die der ursprünglichen Bedeutung von Ökonomie entspricht, bagatellisiert und kleingeredet wird. In der heutigen Definition von Ökonomie fällt diese Art der Versorgung regelmäßig unter den mainstream-ökonomischen Schreibtisch.

153

Staaten können den Menschen nur eine andere Form von Integration anbieten – die Integration über spezialisierte Institutionen wie beispielsweise Rentensysteme, Kitas, Kranken-

versicherungen oder eine gesetzliche Regelung zum Versorgungsausgleich bei Ehescheidung. Staaten tun dies und bieten Menschen gleichzeitig eine andere Form der Transaktion an. Eine Transaktionsform, die Menschen aus ihren Verpflichtungen löst, zu abgetrennten Individuen und (angeblich) unabhängig macht.⁷ So wie der Staat das Geld benötigt, um Menschen zu individualisieren und seine eigene Rolle zu legitimieren, so benötigt das Geldsystem einen Staat, der (mehr oder weniger erfolgreich) eine Integrationsaufgabe übernimmt, damit Menschen nicht sofort in ihre alten sozialen Zusammenhänge zurückkehren, wie man es bei jeder Krise beobachten kann.⁸ Staat und Geldwirtschaft sind konstituierend für den jeweils anderen Komplex. Es handelt sich, wie Silke Helfrich schreibt, um einen »Markt-Staat by design«⁹.

»Na gut«, denken Sie vielleicht, »Die Geldlogik sollen wir beseitigen. Aber verliert dadurch der Staat nicht auch seine Handlungsfähigkeit und Legitimation?« An wen, wenn nicht an den Staat können wir unsere Forderung: »Keine Profite mit der Gesundheit!« (und überhaupt mit allem, was lebendig ist) denn richten? Wer sollte in der Lage sein, den Wachstumszwang und die Verwertungslogik im Gesundheitswesen zu beenden? Und wie sollen wir gemeinsam wirtschaften, wenn nicht mit Geld?

Ich hätte sehr gerne eine einfache Antwort darauf. Oder überhaupt eine fertige. Doch einfache Lösungen für komplexe Probleme gibt es nicht, und niemals von einzelnen Personen – egal, was uns die historischen und gesellschaftlichen Troublemaker wie Autokrat*innen, Verschwörungstheoretiker*innen oder Vertreter*innen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit glauben machen wollen.

Uns wird nichts anderes übrigbleiben, als innezuhalten und zu überprüfen, ob wir eine gesellschaftliche Utopie entwi-

ckeln können. Mit Utopie meine ich weder etwas Unerreichbares, noch etwas, das überhaupt nicht ausformuliert wird, aus Angst, dadurch bestehende Herrschaftsverhältnisse zu reproduzieren.¹⁰ Ich meine eine Utopie, die sich gestattet, die Rahmenbedingungen an sich anders zu denken.¹¹ Eine Utopie, die Transformationsprozessen eine Richtung weist, aber erst unterwegs zu einem immer markanteren Orientierungspunkt wird. Denn auf dem Weg werden wir uns (hoffentlich!) verändern und (weitere) neue Erkenntnisse haben.

Weil wir bisher nicht die eine gesellschaftliche Utopie für ein gutes Leben für alle haben, wird an dieser Stelle dann gerne nach diesen vielen, kleinen Alternativen gefragt. »Wie heißen sie nochmal – ach ja, Commons!«¹² Diejenigen, die Commons nur als »viele kleine Alternativen« wahrnehmen, verkennen die Tatsache, dass Commons eine grundlegend andere Perspektive auf das Leben, die Versorgung und das Miteinander bieten. Hier organisieren sich Menschen selbstbestimmt, gemeinsam, bedürfnisorientiert und vor allem ohne Verwertungs- und Wachstumslogik. Sie tun es, weil es sinnvoll ist, weil es Spaß macht, weil es sich lebendig anfühlt, weil es auf eine bestimmte Art auch »gewöhnlich« ist. Ich werde Ihnen im Folgenden einige Commons vorstellen. Vielleicht kennen Sie kein einziges davon. Aber sicher werden Sie feststellen, dass das, was diese Commons ausmacht – das gemeinsame Muster – Ihnen trotzdem irgendwie vertraut vorkommt.

155

Kreatives Anpassen und Erneuern in El Salvador

ACISAM ist eine Nichtregierungsorganisation und entstand 1986 während des bewaffneten Bürgerkriegs in El Salvador.¹³ Die Gründer*innen vertraten die Meinung, dass nicht nur ein Wiederaufbau der Wirtschaft für die Menschen vor Ort

wichtig sei, sondern vor allem auch deren psychische Gesundheit durch Aufarbeitung der traumatischen Erlebnisse. Letztere reichen auch noch weiter zurück: Bereits in den 1930er Jahren fanden Massaker gegen die aufständische indigene Bevölkerung statt. Damals wurden 30 000 Indigene im Rahmen der Landnahme massakriert und die Mayakultur in El Salvador nahezu ausgelöscht. ACISAM arbeitet sowohl im ländlichen als auch im städtischen Bereich an der Vergangenheitsbewältigung und der Auseinandersetzung mit den tiefen gesellschaftlichen Wunden El Salvadors. Diese Aufgabe übernahm ACISAM selbstorganisiert aus dem Bedürfnis und dem Verständnis heraus, dass staatliche Institutionen sie nicht erfüllen würden. Heute bietet die NGO psychosoziale Unterstützung für jugendliche Migrant*innen an, die aus der USA zurückdeportiert werden. Sie versuchen, die traumatischen Erfahrungen der Migration aufzuarbeiten und die Jugendlichen bei ihrer Re-Integration zu unterstützen. Als Strategie zur Gewaltprävention bietet die NGO außerdem ein breites Jugendprogramm an, das Kommunikationstrainings, Radio- und Videoarbeit sowie andere kreative Angebote beinhaltet. Dabei versucht ACISAM auch, an situiertes Wissen der Mayakultur¹⁴ anzuknüpfen, um den Jugendlichen kulturelle Wurzeln jenseits der omnipräsenten US-amerikanischen Kultur anzubieten. Die Angebote sollen vor allem eines: die Jugendlichen stärken. Selbstwirksamkeit erfahrbar machen, damit die gängigen Lebensentwürfe »Migration in die USA« oder »sich einer der kriminellen Jugendbanden anschließen«¹⁵ nicht gewählt werden.

ACISAM ist über die Arbeit der letzten Jahrzehnte, die sich an den Bedürfnissen der Bevölkerung orientiert, mit dieser in ständigem Kontakt – sowohl in der Stadt als auch auf den Dörfern. Im Rahmen der Covid-19-Pandemie verhängte

der neu gewählte Präsident Nayib Bukele bereits am 21. März 2020 einen totalen Lockdown für El Salvador, obwohl nur drei Infektionen im Land registriert waren.¹⁶ Der Bevölkerung war es verboten ihre Häuser zu verlassen, einige Menschen begannen zu hungern.¹⁷ ACISAM reagierte innerhalb weniger Tage auf diese Situation. Als Expert*innen für das Thema Gewaltprävention war für sie deutlich, dass die beengte Situation zu Hause im Kontext alltäglicher offener und struktureller Gewalt unvorhersehbare Folgen haben könnte. Via Dorfradio und Social Media verbreiteten sie pragmatische Informationen: Wie gehe ich mit der angespannten Situation zu Hause um? Welche Entspannungsmethoden gibt es, wie kann ich mit dem Stress umgehen? Wie reden wir über Emotionen, damit wir uns nicht gegenseitig Gewalt antun?¹⁸ Die Mitarbeiter*innen von ACISAM entschieden sich gemeinsam für diese Anpassung ihres Angebots. Da ihre Arbeit von internationalen Geldgeber*innen und von der Antragslogik der Entwicklungszusammenarbeit abhängt, wussten sie genau, dass eine Weiterbezahlung ihres Gehalts bei Veränderung des Angebots nicht gewährleistet war. Sie taten trotzdem das, was sie am besten konnten und was dem Bedarf entsprach. Erst im Nachhinein ergab der Dialog mit den Geldgeber*innen, dass die Anträge angepasst werden konnten und ACISAM weiterhin finanziert ist.

157

Gemeinstimmig entscheiden in Thessaloniki

Vio.me ist ein selbstorganisierter und -verwalteter Betrieb in Thessaloniki, Griechenland. Viomichaniki Metalleftiki war seit 1982 eine Fabrik im Besitz der Familie Filippou, die Baustoffe in Massenproduktion herstellte. Ab 2009 wurden keine Löhne mehr an die Arbeiter*innen gezahlt. Um sie bei der Stange zu halten, wurden sie auf einen späteren Zeitpunkt ver-

tröstet. Ohne das Versprechen einzulösen, meldete die Firma im Mai 2011 Konkurs an, und die Eigentümer*innen verließen die Firma. Die 30 verbliebenen, arbeitslosen Ex-Angestellten beschlossen daraufhin in einer gemeinsamen Versammlung, den Betrieb zu besetzen und selbstverwaltet fortzuführen. Im Februar 2013 startete die Produktion neu. Nun ist vieles anders. Die Selbstverwalter*innen haben keine Chef*innen, entscheiden gemeinsam im Konsens über Produktion, Werbung und Vertrieb. Die Produkte – vegane, ökologische Reinigungsmittel – werden über Einzelpersonen, Kollektive, politische Gruppen und Organisationen verkauft, die sich den Werten von Vio.me verbunden fühlen. Die anfallenden Tätigkeiten bei Vio.me werden im Rotationsprinzip durchgeführt. Dabei arbeitet jede*r im eigenen Tempo. Alle bekommen einen einheitlichen Lohn. Dieser ermöglicht den Familien, in einem Land, das gerade die verheerenden Auswirkungen der Geldlogik auf eine Wirtschaft im großen Stil durchlebt, psychisch und physisch lebendig zu bleiben.

Vio.me-Mitarbeiter*innen benennen klar und deutlich, was sie da tun. Dass sie im Moment an das gegebene System gebunden sind, Vio.me mit Schutz umgeben müssen, um innerhalb ihres Produktionszusammenhangs einer anderen Logik als der des Geldes folgen zu können. »Die kapitalistische Logik will keine funktionierende Wirtschaft aufbauen«, sagt Spiros, einer der Arbeiter, »sie will nur Profite machen.«¹⁹ Die Selbstverwalter*innen von Vio.me wollen jedoch bedürfnisorientiert produzieren. »Es wäre besser, es gäbe nur Produkte, die Menschen brauchen«, sagt Makis Anagnostou.²⁰ Vio.me orientiert sich bei der Produktion nicht am Profit, sondern daran, welchen Bedarf sie aus der Umgebung signalisiert bekommen. In der Sprache der Selbstorganisation würde man sagen:

Sie reagieren auf stigmergische²¹ Hinweise ihres Umfelds, um wahrzunehmen, was gerade zu tun ist. Die Produkte geben sie nicht zum höchstmöglichen Preis ab, sondern kostengünstig. Bleibt dennoch ein Gewinn jenseits der Löhne übrig, geben sie diesen an andere weiter, die es nötiger haben. Von Beginn an teilte Vio.me seinen Raum und stellte ihn für »Küchen für alle«²² zur Verfügung, um die von der Wirtschaftskrise gebeutelte Bevölkerung zu unterstützen. Lager für Kleidung und Haushaltswaren wurden eingerichtet, ebenso ein Raum für medizinische Behandlungen durch die »Klinik der Solidarität« von Thessaloniki.²³ Für die Geflüchteten an der Grenze zu Nordmazedonien in Idomeni wurden 2015 in den Lagerhallen Kleidung und Lebensmittel gesammelt und anschließend dorthin transportiert. Bis zur Zerstörung des Flüchtlingslagers Moria auf Lesbos belieferte Vio.me die Menschen dort tauschlogikfrei mit Seifen und Reinigungsmitteln. Das hat nichts mit Almosen zu tun. Vielmehr zeigt sich hier die Multifunktionalität von Commons: Sie sind durchzogen von der Haltung, dass Wirtschaften bedeutet, Bedürfnisse zu befriedigen. Da, wo es nötig ist.

159

Ohne Zwang beitragen in Norddeutschland

Der Pappelhof²⁴ befindet sich räumlich in Norddeutschland. 2005 startete dort das Projekt »Bedürfnisorientierte Produktion« (BOP), welches bis 2012 in der Form durchgeführt wurde, wie ich es hier beschreiben werde.²⁵ Die Stiftung Latitude stellte der Initiator*innengruppe zu einem symbolischen Pachtbetrag Gebäude und Gelände zur Verfügung. Die anfangs kleine Gruppe initiierte ein Projekt, das sich im Kontext einer groß angelegten landwirtschaftlichen Produktion eine konsequente Trennung von Geben und Nehmen zum Ziel gesetzt hatte. Im Laufe der Jahre waren bis zu 700 Personen in dieses

Projekt eingebunden. Sie steuerten jeweils Ideen, Zeit, Energie, manchmal auch Geld, konkrete Tätigkeiten und Wissen bei, um die Produktion von Kartoffeln, Getreide und einer wachsenden Produktpalette zu ermöglichen. Unabhängig und abgekoppelt von ihren jeweiligen Beiträgen wurden diese Personen sowie weitere (die genaue Anzahl ist unbekannt) unentgeltlich mit Lebensmitteln versorgt. Da die Gruppe auf sich selbst organisierende Systeme setzte und es keine Mitgliedschaft gab, konnte niemand wissen, wer sich zugehörig fühlte und wer nicht. Es konnte keine Kontrolle ausgeübt werden (was auch nicht erwünscht war) und niemand hatte mehr als einen groben Überblick, wer letztendlich die Kartoffeln des Pappelhofes verzehrte. Um den Bedarf einschätzen zu können, wurde jährlich eine Mail in die Weite der links-alternativen Szene gesendet, Rückmeldungen zusammengerechnet und großzügig aufgestockt. Dann begann die Produktion, jeweils mit jenen, die gerade vor Ort waren. Bekannte Gesichter und unbekannte. Jeweils im September wurden zwei Wochen zur Kartoffelernte auserkoren. Ob genug anpackende Hände anreisen würden, um die Tonnen von Kartoffeln auszubuddeln, wusste im Voraus niemand so genau. Da Bedürfnisorientierung nicht nur eine wichtige Orientierung für die Produktion im engeren Sinne, sondern auch für den Gesamtprozess war, konnte man auch nicht davon ausgehen, dass alle jeweils Angereisten bereit waren zu arbeiten bzw. die Arbeiten zu erledigen, die in einer profitorientierten Produktion an oberster Stelle gestanden hätten. Nachdem die Ergebnisse der landwirtschaftlichen Produktion abgepackt waren, wurden sie von wechselnden Personen an unterschiedliche Orte ins Umland mitgenommen. Einige Lagerorte waren bekannt und wurden jedes Jahr aufs Neue genutzt. Dort organisierten Menschen unabhängig vom Produktions-

geschehen über ihr weiteres Beziehungsnetzwerk die Verteilung des Anteils, der an ihrem Ort gelandet war. Eine zentrale Kontrolle über die einzelnen Ausgabestellen gab es nicht.

Zusammengefasst war das gemeinsame Experimentierfeld und die gemeinsame Forschungsfrage, ob eine Bewegung in der Lage ist, selbstorganisiert einen nennenswerten Anteil ihrer Versorgung sicherzustellen, wenn sie Geldlogik bis ins Detail ausschließt. Dazu gehörte, Geben und Nehmen zu entkoppeln und auch darüber zu reflektieren, ob die äquivalente Tauschlogik sich in den individuellen inneren Dialogen fortsetzt (»Na, jetzt habe ich hier drei Tage gearbeitet, jetzt muss ich mir aber schon mindestens 50 kg Kartoffeln mitnehmen, damit sich das gelohnt hat.«). Dazu gehörte, Dinge und Tätigkeiten anhand ihrer Werte und Beziehungen wertzuschätzen, bezogen auf die jeweiligen Gegebenheiten, und ihnen nicht einen monetären Wert zuzuordnen. Dazu gehörte, sich in der Wahrnehmung eigener Bedürfnisse zu üben, um letztlich den eigenen Beitrag gerne zu geben. Dazu gehörte auch – eher mit anderen gemeinsam als alleine – Verantwortung für einen Teil des Produktions- und Verteilungsprozesses zu übernehmen, ohne immer alle Prozesse zu überblicken. Darauf zu vertrauen, dass jeweils an der richtigen Stelle, am richtigen Ort die richtigen Personen in der Lage sind, gute Lösungen zu finden, auch wenn nicht immer alle und nicht immer die gleichen Personen an Entscheidungen beteiligt sind. Ich denke, niemand zieht das Fazit, dass das auf Anhieb perfekt geklappt hätte. 2012 veränderte sich das Projekt sehr stark. Unter anderem, weil manch einer die Extreme der Prozessorientierung nicht aushalten wollte und manch andere die Zielfokussierung als zu ausgeprägt empfand. Entstanden sind mehrere Untergruppen, die unterschiedliche Schwerpunkte verfolgen, das Projekt aber in seiner Grundidee

gemeinsam tragen und mit viel Energie und wachsendem Erfahrungsschatz bis heute fortführen.

Commons und Kommerz auseinanderhalten in Wien

162 Vivihouse ist ein Bausystem, das von drei Architekten in Wien initiiert wurde.²⁶ Es gründet auf einer modularen Skelettbauweise, die stets an regionale, ökologische Rohstoffe angepasst werden kann und das Bauen von bis zu sechsgeschosigen Gebäuden möglich macht. Ziel ist, dass sowohl die Pläne für die Bauteile als Commons entwickelt werden und allen zur Verfügung stehen, als auch viele der Bauteile von Menschen in kollektiven Prozessen selbst hergestellt werden können. Bei Vivihouse geht es um Inklusion auf vielen Ebenen – womit gemeint ist, dass sich Menschen mit den kollektiven Möglichkeiten in einer gelebten räumlich-sozialen Praxis wieder mit der physischen Welt verbinden können, anstatt sie zu verwerfen. So ermöglicht die vielseitige Anpassbarkeit unterschiedliche Nutzungsmöglichkeiten. Bauteile können zerstörungsfrei demontiert und wieder anders zusammengesetzt werden. So werden auch sich ändernde Bedürfnisse mit berücksichtigt. Die konsequente ökologische Bauweise mit regionalem Holz, Lehm und Strohballen ist enkeltauglich: Sie respektiert die Bedürfnisse künftiger Generationen. Unterschiedliche Personengruppen werden in die Planungs- und Bauprozesse inkludiert. Jede*r Stadtbewohner*in könnte so Stadt wieder im »großen« Maßstab mitdenken und mitgestalten.

Bisher haben über 100 Menschen in 17 Wochen gemeinsam die Bauteile für zwei Häuser hergestellt, darunter Studierende der TU Wien und andere bauinteressierte Lai*innen. Mit der Unterstützung von Trainer*innen aus dem österreichischen Netzwerk für Strohballenbau konnten die Beteilig-

ten unabhängig von handwerklicher Vorerfahrung zum Bauprozess beitragen. Inzwischen ist der eingeschossige Prototyp wieder abgebaut und zerlegt worden. Im Sommer 2020 wurden diese Bauteile in Kombination mit neuen Modulen in Wien zum zweiten Vivihouse, einem dreigeschossigen Gebäude aufgebaut. Gruppen, die sich mit den Themen Ressourcenkreisläufe, Commons, Gemeinschaft, Open-Source-Ansätze oder Inklusion beschäftigen, werden eingeladen, das Vivihouse als gemeinsamen Raum zu nutzen.

Vivihouse will Wissen v. a. in Kontexten abseits der Marktlogik großzügig weitergeben, sowohl praktisches als auch planerisches Wissen. Dabei stoßen sie jedoch auch an Grenzen. Während sie ihr planerisches Wissen gerne innerhalb eines Commons-Kontextes beitragen, führt die unbegrenzte Weitergabe dazu, dass kommerzielle Betriebe Dank Vivihouse den Planungsprozess abkürzen, sich auf dem Markt einen Wettbewerbsvorteil sichern und letztlich einen größeren individuellen Profit im Baugewerbe abschöpfen können. Und dies, ohne etwas zum Wohl, Erhalt oder der Weiterentwicklung dieses Commons beizutragen. Die Frage, wie das Commons mit einer Membran umgeben werden kann, die vor der Ausnutzung eines geldlogischen Marktes schützt, beschäftigt die Architekten derzeit. Dabei kommen verschiedene Formen der Lizenzierung auf den Prüfstand.²⁷ Im Moment überlegen die drei Architekten gar, ohne Lizenzen zu arbeiten. Durch die Lizenzbedingungen werden Inhalte als unveränderbar festgeschrieben, was es verunmöglichen würde, Vivihouse kreativ und lebendig an die jeweilige Situation anzupassen. Fest steht bereits, dass sie unter den geldlogisch organisierten Rahmenbedingungen, Wissen zwar großzügig unter Commonern teilen wollen, jedoch nicht bedingungslos mit dem Markt.

Beitragen und Weitergeben in Süddeutschland

164 »Inseln mit Hafen«, das letzte Projekt, das ich vorstelle, steckt noch in der Planungsphase. Man kann also noch nicht wissen, ob es ein lebendiges Commons wird. Ich hoffe es sehr, denn ich bin Teil davon. In Tübingen, wie auch anderswo in Deutschland, wird mit dem Grundbedürfnis Wohnen skrupellos Profit gemacht. Der Zwang zum Mehrwert, der dem Geld inhärent ist, führt zu einer ständigen Aufwärtsspirale bei den Mieten. An dieser Logik ändert auch die Mietprelsbremse nichts – wenn's gut läuft, verlangsamt sie den Prozess. Hier ist gut sichtbar, wie »Markt-Staat by design« wirkt: Vermieter*innen, die sich entscheiden, auf eine maximale Rendite beim Mietzins zu verzichten, werden vom Finanzamt abgestraft. Liegt die festgesetzte Miete zu weit unterhalb der möglichen zu erzielenden Miete, wird die Differenz der nicht realisierten Gewinne einfach trotzdem vom Finanzamt besteuert. Zudem können Investitionen der Vermieter*innen in diesem Fall nicht mehr von der Steuer abgesetzt werden – es handle sich schließlich um »Liebhaberei«. ²⁸ Wer nicht genug Gewinne anstrebt beim Bedienen von Bedürfnissen betreibt also kein ernsthaftes Wirtschaften mehr, sondern gibt sich dilettantischem ²⁹ Tun – einem Hobby – hin. Was das für Mieter*innen bedeutet, wissen wir: entweder durchs Raster fallen, weiter aufs Land ziehen, das Eigenheim angehen (dann allerdings werden die Profite über Kredite an andere abgeführt), oder einfach mehr Lebenszeit äquivalent gegen Geld tauschen (Arbeit) bzw. die eigene Arbeit teurer verkaufen, um die Rechnung bezahlen zu können.

Weil ich keine Lust habe zu warten, bis wir alle zusammen beschlossen haben, dass das keine gute Lösung ist für unsere Versorgung, habe ich mich mit anderen zusammengetan und »Inseln mit Hafen« gegründet. Unsere »Nutzungsgebühr«

im Projekt wird anstößig niedrig werden, denn wir schließen ein Mehrwertversprechen und das Verdienen aneinander und für Dritte so konsequent wie irgend möglich aus, obwohl wir innerhalb dieser unbrauchbaren Rahmenbedingungen navigieren. Wir gehen davon aus, dass das gelingt, wenn Menschen (Geldableger*innen) via Genossenschaftsanteil den Kauf von Gebäuden und Geländen ermöglichen, ohne dafür einen monetären Mehrwert zu erwarten. Die Lebensräume können dadurch in den Besitz der Genossenschaft »Inseln mit Hafen« übergehen. Ohne Kredite wird es nicht den Zwang geben, innerhalb eines relativ kurzen Zeitrahmens die Gesamtsumme abzubezahlen. Vielmehr können die Nutzer*innen eine Gebühr bezahlen, die sich an der anteiligen Vernutzungsdauer (jedes Haus ist irgendwann mal hin, selbst wenn man es liebevoll hütet und pflegt) berechnet. Die Gelände hingegen verbrauchen sich nicht – sie müssen nicht abbezahlt werden. Vielleicht wollen Geldableger*innen (die Genoss*innen) nicht so lange warten und benötigen ihr Geld schon früher wieder. Dann wird ihre Summe durch die von jemand neuem ersetzt. Wir nennen uns Werte- und Wirtschaftsgemeinschaft. Wir verstehen Wirtschaften als gemeinsames Sorgen für unser aller Grundbedürfnisse. Und die Geldableger*innen sind Teil dieser Gemeinschaft und keine externen Kreditgeber*innen. Gemeinsam wollen wir viel mehr, als »kostengünstiges« Wohnen ermöglichen, z. B. unsere gemeinsamen Werte und Absichten kultivieren. Die einzelnen Projekte, die sich der Dachorganisation anschließen – die »Inseln« mit ihren Bewohner*innen – werden durch diese Rahmenbedingungen im Vergleich zu Mieter*innen auf dem geldlogischen Wohnungsmarkt große Freiräume erlangen. Wenn sie möchten, können sie ihre Arbeitskraft (teilweise) dem Markt entziehen und zum Beispiel der (Für-) Sorge nachgehen, da sie

weniger zum Verdienen ihrer Miete gezwungen sind. Die Freiräume sollen auch genutzt werden, um Räume für andere Menschen zu schaffen. Diese Räume – die »Häfen« – sind für alle offen: Genoss*innen, Nachbar*innen, aber auch »Dahergelauene«. Hier stellen die Bewohner*innen der »Inseln« durch ihr Beitragen geldlogikfreie Angebote zur Verfügung, wie zum Beispiel einen Seminarraum, den alle unentgeltlich nutzen können, einen Fairteiler fürs Foodsharing³⁰ oder ein Backhaus, das jede Woche angeheizt wird und in dem jede*r Brot backen kann. Die Vielfalt des Angebots wird nur durch die Fantasie und den Mut der Insulaner*innen begrenzt. Hier können Menschen andocken, vielleicht entstehen dadurch weitere Beziehungen, haben Menschen selbst ein Bedürfnis, für das Wohl anderer beizutragen oder den »Hafen« mitzupflegen und zu gestalten. Wir haben selbst erfahren, dass dieses Erleben unser Denken, Fühlen und Handeln verändert hat und sehen hier unseren Beitrag für einen gesellschaftlichen Transformationsprozess.

Die hier vorgestellten Beispiele³¹ habe ich ausgewählt, weil sie immer auch *das Andere* beinhalten, auch wenn sie unter Rahmenbedingungen der Geldlogik rangieren. *Das Andere* ist nicht immer gleich. Alles, was nicht in der Geldlogik erfolgt, ist lebendig, deshalb kann es keine Kopie sein, sondern erfindet sich im jeweiligen Kontext immer wieder vielfältig neu. Doch es folgt Mustern. Silke Helfrich und David Bollier³² haben viele Commons-Projekte befragt und besucht und haben zusammengeführt, welche Muster diesen Projekten hilfreich sind, um sich zu gründen, zu bewahren, zu entwickeln und auch zu verteidigen gegen die Geldlogik und ihre Verbündeten im Geiste. Zu den Mustern gehört das einstimmige Entscheiden wie bei Vio.me, das Setzen auf verteilte Strukturen wie auf dem Pappelhof, das Kultivieren gemeinsamer Werte und Absichten wie

bei »Inseln mit Hafen«. Dazu gehört auch, situiertem Wissen zu vertrauen und es kreativ anzupassen und zu erneuern, wenn die Situation es verlangt wie bei ACISAM, sowie es großzügig weiterzugeben wie bei Vivihouse. Bei letzterem Commons lässt sich das Muster »gemeinsam Erzeugen und Nutzen« beobachten, auf dem Pappelhof das »Beitragen ohne Zwang« und bei »Inseln mit Hafen« und Vio.me das »Beitragen und Weitergeben«. Wichtig ist immer wieder das behutsame Ausüben von Gegenseitigkeit, das nichts mit einem äquivalenten Tausch zu tun hat und dennoch jederzeit auf intrapersonelle Offensiven, die der Geldlogik geschuldet sind, gefasst sein sollte. Dies bestätigen die Erfahrungen der Pappelhöfer*innen. Der Schutz der Commons vor der Kommerzialisierung ist für die meisten Beispiele essentiell, beim Vivihouse wurde das anhand der Diskussion um die Lizenzierungen besonders deutlich.

167

Die Qualität dieser Muster ist den meisten von uns nicht fremd. Wir leben einiges davon mit unseren Liebsten, im Freundeskreis, im Verein. Manchmal auch spontan mit Fremden. Oder im Ernstfall. Covid-19 hat zu Beginn viel Solidarität sichtbar gemacht. Unzählige Videos mit DIY-Tipps und Sportanleitungen wurden auf YouTube hochgeladen, in der Türkei wurden unbezahlte (Strom-) Rechnungen von Fremden anonym übernommen,³³ Gabenzäune wurden in vielen Städten eingerichtet, Privatpersonen nähten Mund-Nase-Bedeckungen für die Sozialstationen ihrer Stadt, Hinterhofkonzerte wurden organisiert, plötzlich wurde die Sendung mit der Maus täglich ausgestrahlt – einfach weil es ein (vermutetes) Bedürfnis gab und die Geldlogik für einen Augenblick des angehaltenen Atems nicht bedient werden musste. Das passiert, weil diese Qualität (auch) in uns verankert ist. Commons basieren auf dieser Qualität, aber sie schaffen gleichzeitig dauerhafte Strukturen, die

dieses kooperative Verhalten begünstigen. Grundsätzlich. Nicht nur mit unseren Liebsten, sondern auch transpersonal – also mit Menschen, die wir (noch) nicht kennen. Strukturen, die ermöglichen, dass individuelles, kooperatives Verhalten nicht alltäglich in Konfrontation mit der Geldlogik abgestraft wird, wie beispielsweise das kooperative Verhalten der Vermieter*innen, die auf einen maximalen Mietzins verzichten wollen.

168 Jenseits von der geschilderten grundlegend anderen Perspektive der Commons sind sie auch nicht prinzipiell klein.³⁴ Ich habe Fantasie genug, um einen Schritt weiterzudenken. Stellen Sie sich vor, »Inseln mit Hafen« würde seine Häuser mit Vivihouse bauen und mit Vio.me pflegen. Stellen Sie sich vor, die Bewohner*innen der Inseln versorgen sich über eine Solidarische Landwirtschaft, stellen ihre Fähigkeiten im Töpfern, Schreinern, in der Projektentwicklung und im Siebdrucken allen zur Verfügung, und sind gleichzeitig in regem Austausch mit ACISAM über das Erstellen von Videos für die Verbreitung der Angebote. Stellen Sie sich vor, es gäbe ein Wald-Commons, bei dem die Menschen von Vivihouse Bescheid geben, wenn sie Holz brauchen. Stellen Sie sich vor, einige Vordenker*innen würden eine kollektive Infrastruktur schaffen, die alle, die möchten, nutzen können, um Vivihäuser zu bauen. Stellen Sie sich vor, es gäbe einen non-formalen Studiengang, in dem alle Interessierten Basiswissen als Commoner*in erlernen und erfahren könnten. Diese Leute würden als Praxisprojekt helfen, ein Vivihouse für »Inseln mit Hafen« zu bauen. Dabei würde der Seminarraum entstehen, den der Studiengang dann regelmäßig nutzen könnte. Und jetzt stellen Sie sich mal vor: Nichts davon ist frei erfunden. Einige ihrer Sitznachbar*innen im Zug der Geschichte werkeln bereits mit anderen daran, es Realität werden zu lassen.

Was jetzt? Wir sitzen in dieser beunruhigenden Zugsituation, den letzten Bissen Käsebrot noch in der Hand. Covid-19 hat diesen Zug für einen kurzen Moment zum Stillstand gebracht. Kurze Atempause für die Atmosphäre, die Gewässer, unsere Mitwelt. Nicht mehr als ein müdes Tuckern in dem, was wir »die Wirtschaft« nennen. Ein Innehalten bei all dem Konsum, der über die Befriedigung der wichtigsten Bedürfnisse hinausgeht. Nur dort, wo es um bedürfnisorientierte Versorgung geht, in Commons und Solidaritätsakten, geht nach einer kurzen Pause alles in seiner ruhigen Art und Weise weiter.

169

Inzwischen ist der Zug wieder losgefahren – noch nicht mit Volldampf – aber er nimmt Fahrt auf. Die neue kollektive Erfahrung ist, dass sich alles ganz schnell ändern kann. Dass der Zug kein Naturphänomen ist. Wir ahnen: Eine Notbremse ist nicht nur mit Covid-19 möglich, sondern auch als aktiver gesellschaftlicher Akt. Wir könnten das – um bei Walter Benjamins Bild zu bleiben – auch ohne schon eine Lösung parat zu haben. Wir ahnen auch: Das wird kein Spaziergang. Die Angst vor autoritären Lösungen schwingt ja immer mit. Aber ganz ehrlich: Wer nach dem gesellschaftlichen Notbremse-Ziehen ein Innehalten und Atmen und endlich mal sich selbst, die anderen und den Planeten Spüren nicht aushalten mag,³⁵ der hat auch andere Optionen: Es sind »Übergangstechnologien« – gut situiertes Wissen im anderen Denken, Fühlen und Handeln – vorhanden, die kennengelernt und anverwandelt werden können. Und wer weiß, was wir noch alles aushecken, wenn Kopf, Herz und Hand nicht mehr so eingehegt sind. Also ich persönlich bin dabei, wenn wir – ein bisschen ängstlich und mit Vorfreude – der Geldlogik zum Abschied mit dem Taschentuch winken.

Empfehlungen der Autorin

- Das Commons-Institut: <https://commons-institut.org>; Ein Netzwerk von Menschen, die rund um Commons aktiv sind.
- Habermann, Friederike: Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2009.
- Helfrich, Silke/David Bollier: Frei, Fair und lebendig. Die Macht der Commons. Bielefeld: transcript, 2019.
- Illich, Ivan: Vom Recht auf Gemeinheit. Hamburg: Rowohlt 1982
- Oya: <https://oya-online.de>; Zeitschrift für Themen rund um Commons.

170

Anmerkungen

- 1 Commons sind gemeinsam hergestellte, gepflegte und genutzte Produkte und Ressourcen unterschiedlicher Art. Im Deutschen gibt es dafür das Wort Gemeingüter, was aber zu sehr auf die Ressourcen oder Produkte (»Güter«) fokussiert. Daher verwenden wir auch im Deutschen das Wort Commons. Das Wort Commons mit »s« steht dabei sowohl für die Einzahl wie für die Mehrzahl, es gibt also das Commons und die Commons.
- 2 Benjamin, Walter (2010): Über den Begriff der Geschichte. Werke und Nachlass. Kritische Gesamtausgabe. Bd 19.1, Berlin Suhrkamp, S. 153.
- 3 Das bedeutet nicht, dass es alle gleichermaßen trifft. Bereits im März 2020 zeigte Statista auf, dass es vor allem Frauen sind, die in der Krise die Gesellschaft am Laufen halten, vgl. <https://de.statista.com/infografik/21148/anteil-der-sozialversicherungspflichtig-beschaeftigten-nach-wirtschaftszweigen>. Studien zeigen nun wie erwartet die Mehrfachbelastung der Frauen auf. Für viele andere: https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_pb_40_2020.pdf.
- 4 Ich spreche hier absichtlich nicht von Markt, da es auch Märkte ohne Geldlogik gibt/gab.

- 5 Preissing, Sigrun: *Beitragen und Tauschen. Alternatives Wirtschaften in Praxis und Theorie*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2016, S. 223ff.
- 6 Die wirtschaftsethnologische Literatur ist voll davon, übrigens auch in Forschungsarbeiten, die sich mit unserer nächsten Umgebung beschäftigen. Als Vordenker*innen seien hier genannt: Mauss, Marcel: *Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1990; sowie Barraud, Cécile/André Iteanu; Daniel de Coppet und Raymond Janous (Hg.): *Of relations and the dead. Four societies viewed from the angle of their exchanges*. Oxford: Routledge, 1994.
- 7 Wir können nicht »unabhängig« von anderen leben. Als Menschen sind wir per se verbunden. Die Möglichkeit, unabhängig von tradierten Hierarchien, »frei« zu leben, wird oft als Vorteil einer geldvermittelten Wirtschaft angepriesen, hat sich aber in Bezug auf Sexismus, Rassismus und andere »-ismen« nicht bewahrheitet. Vgl. Habermann, Friederike: *Der Homo oeconomicus und das Andere*. Baden-Baden: Nomos, 2008.
- 8 Vgl. die Situation in Argentinien, Papua-Neuguinea und viele andere. Vgl. Preissing, Sigrun: *Tauschen, Schenken, Geld*. Berlin: Reimer, 2009; oder die Landflucht der indischen Tagelöhner in der Coronakrise in der Hoffnung, sich im familiären Umfeld ihrer Herkunftsorte versorgen zu können. Vgl. taz: *Flucht zurück aufs Land*, in: <https://taz.de/Indiens-Tagelohner-in-der-Coronakrise!/5675061> (27. 07. 2020).
- 9 Helfrich, Silke: *Commons statt MarktStaat*, in: <https://www.boell.de/2020/06/23/commons-statt-markt-staat-mit-der-pandemie-alte-denkmuster-ueberwinden>. (27. 07. 2020).
- 10 Sutterlütti, Simon/ Stefan Meretz (2018): *Kapitalismus aufheben*. VSA-Verlag: Hamburg.
- 11 Wer sich darauf beschränkt innerhalb des Bestehenden neue Akzente zu setzen kommt einfach mit deutlich weniger Utopie aus.
- 12 Krisen sind die Momente, in denen einem Mantra gleich nach Gemeinwohlökonomie, Buen Vivir, Solidarischer Ökonomie oder Regionalgeldern gefragt wird.
- 13 <https://www.acisam.info>

- 14 ACISAM spricht von der Kosmvision der Maya. Persönliches Gespräch mit Andrea Zellhuber, 26. 06. 2020.
- 15 Zu den Maras in El Salvador vergleiche https://www.deutschlandfunk.de/el-salvador-die-gefuechteten-mara-jugendbanden.1773.de.html?dram:article_id=433228 (07. 07. 2020).
- 16 <https://www.elmundo.cr/mundo/el-salvador-confirma-2-nuevos-casos-de-covid-19> (06. 07. 2020).
- 17 <https://www.woz.ch/-aa69> (06. 07. 2020).
- 18 Vgl. »Escucho las necedades y sentimientos de las personas de mi familia.« oder »Ten calma, abraza und árbol!« und viele andere Einträge auf <https://www.facebook.com/acisam> (07. 06. 2020).
- 19 Film: »Die Produktionsmittel übernehmen. Ein Blick auf Vio.me.«, Minute 9:02ff. <https://de.labournet.tv/die-produktionsmittel-uebernehmen-ein-blick-auf-viome> (07. 07. 2020).
- 20 Film: »Vio.me. Selbstorganisation in Griechenland.«, Minute 11:37ff. <https://de.labournet.tv/video/6629/viome-selbstorganisation-griechenland> (07. 07. 2020).
- 21 Zu Stigmergie vgl. Siefkes, Christian (2013): Peercommony. Eine Welt ohne Geld und Zwang. <https://keimform.de/2013/parecon-versus-peer-produktion-teil-3> (07. 07. 2020).
- 22 Küfa, ehemals Vokü (Volxküche).
- 23 <https://www.klinik-der-solidaritaet.at> (07. 07. 2020).
- 24 Alle Eigennamen in diesem Abschnitt wurden anonymisiert.
- 25 Zum Pappelhof ausführlich Preissing, Sigrun: Beitragen und Tauschen. Alternatives Wirtschaften in Praxis und Theorie. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2016.
- 26 Vgl. <https://www.vivihouse.cc> und Kichler, Nikolas/ Sigrun Preissing: Wenn Bauen gemeinschaftend wird, in: Oya, Jg. 11, Nr. 59, 2020, S. 10.
- 27 Eine Lösung wäre die Adaption des »Coopyrights« der Coop de Communes. <https://coopdescommuns.org/de/das-coopyright-fur-la-coop-des-communs> (07. 07. 2020).
- 28 Vgl. <https://taz.de/Politik-straft-fuer-zu-niedrige-Mieten!/5555133> (07. 07. 2020).
- 29 Dilettantisches Tun ist das Tun um der Sache selbst willen. Aus Interesse, Vergnügen oder Leidenschaft.

- 30 <https://foodsharing.de> (07.07.2020).
- 31 Viele mehr Beispiele sind zum Beispiel nachzulesen in: Habermann,
Friederike: Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften
im Alltag, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2009.
- 32 Helfrich, Silke/David Bollier: Frei, Fair und lebendig. Die Macht der
Commons. Bielefeld: transcript, 2019.
- 33 Helfrich, Silke: Commons statt MarktStaat, in: [https://www.boell.de/
de/2020/06/23/commons-statt-markt-staat-mit-der-pandemie-alte-
denkmuster-ueberwinden](https://www.boell.de/de/2020/06/23/commons-statt-markt-staat-mit-der-pandemie-alte-denkmuster-ueberwinden) (27.07.2020).
- 34 Vgl. zum Beispiel Cecosesola in Venezuela mit 20 000 Mitgliedern.
Vgl. https://oya-online.de/article/read/997-kollektive_freiheit.html
(07.07.2020).
- 35 Vgl. den Ansatz von Sensing the Change und Standing with the
Earth. <https://www.sensingthechange.com>; [https://www.standing-
with-the-earth.com](https://www.standing-with-the-earth.com).

Dank

Dieses Buch nahm seinen Anfang als Jürg Conzett und Heidi Lehner 2011 eine Gruppe von Expert*innen aus den unterschiedlichsten Forschungs- und Erfahrungsbereichen zum ersten Sunflower Gespräch in den Oberen Mönchhof in der Nähe von Zürich einluden. Der über die Jahre hinweg gepflegte Gedankenaustausch in dieser Gruppe (unter dem Titel »Wirtschaften mit und ohne Geld«) bildet den Nährboden, in welchem der Samen zu diesem Buch aufgegangen ist. Gepflanzt haben ihn Sigrun Preissing und Gottfried Schubert 2018, als sie die Frage nach einem Wirtschaften ohne Geld in den Raum stellten und dazu einluden, diese aus unterschiedlichen Perspektiven zu beantworten. Ein Teil der Gruppe hat die Einladung angenommen, weitere Expert*innen wurden angefragt. In einem erneuten Sunflower Treffen in Tübingen Anfang 2020 nahm das gemeinsame Vorhaben Gestalt an, so dass die zwölf Autor*innen im Frühjahr/Sommer ihre Gedanken zu Papier brachten. Dank der tatkräftigen Unterstützung durch Sabine Besenfelder, welche die Texte umsichtig lektorierte, und dem schnellen und freundlichen Handeln von Martin Birkner fand das Buch in der Reihe *kritik & utopie* seinen Platz im Frühjahrsprogramm 2021 des Mandelbaum Verlages.

175

Wir danken allen von Herzen, denn ohne dieses Zusammenwirken, wäre unser gemeinsames Vorhaben nicht geglückt.

Sigrun Preissing, Gottfried Schubert und Heidi Lehner
Tübingen und Zürich, November 2020

Autor*innen

Eske Bockelmann, geboren 1957 in Friedrichshafen, ist klassischer Philologe und Germanist. Er wurde promoviert an der Universität München und habilitiert an der TU Chemnitz, wo er seit 1994 arbeitet. Von ihm erschien 2004 *»Im Takt des Geldes. Zur Genese modernen Denkens«* sowie 2020 *»Das Geld. Was es ist, das uns beherrscht«*.

Jürg Konzett, geboren 1947 in Zürich, ist Historiker, Finanzunternehmer und Gründer des MoneyMuseums Zürich. Ziel des MoneyMuseums ist es, zur vertieften Auseinandersetzung mit Geld anzuregen und das Wissen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenhänge zu mehren.

Corinna Dengler, geboren 1989, hat Volkswirtschaftslehre, Internationale Entwicklung und Socio-Ecological Economics & Policy in Wien studiert. Seit 2017 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Ökonomie und Gender der Universität Vechta und hat dort zu feministischen Perspektiven auf Degrowth promoviert. Sie setzt sich auch in aktivistischen Zusammenhängen für Umwelt- und Geschlechtergerechtigkeit ein.

Sascha Jabali-Adeh, geboren 1988, ist Gesellschaftsgestalter, Visionär und Mitgründer der Bewegung *»Verantwortung Erde«*. Seit einigen Jahren sammelt er mit anderen Menschen praktische Erfahrungen im gemeinsamen Versuch eines Zusammenlebens jenseits der Tauschlogik. Sascha Jabali-Adeh lebt in Villach und widmet sich dort der Etablierung einer Schenk-Kultur sowie dem Aufbau von geldfreien Kreisläufen.

Gernot Jochum-Müller, geboren 1970, lebt in Vorarlberg und ist Social Entrepreneur, Unternehmensentwickler. Co-Gründer von TALENTE Vorarlberg, Gründer der ALLMENDA Social Business eG und Gründer von »Zeitpolster«. Der Ashoka Fellow ist seit vielen Jahren maßgeblich an der Entwicklung neuer Austauschformen und Zahlungsmittel für einen gesellschaftlichen Wandel beteiligt.

Ann-Christin Kleinert, geboren 1987, hat im Bachelor Designpädagogik und Sozialwissenschaften an der Universität Vechta und im Master Gender Studies an der Universität Bielefeld studiert. Sie promoviert an der Universität Vechta zu gewerkschaftlichen Positionen zu bezahlten und unbezahlten Sorgearbeiten. Darüber hinaus interessiert sie sich für Aktionen für eine feministischere und gerechtere Gesellschaft.

Ulrike Knobloch, geboren 1961, hat VWL und Philosophie in Freiburg i. Br. studiert und am Institut für Wirtschaftsethik in St. Gallen promoviert. Seit Ende 2016 hat sie die Professur für Ökonomie und Gender im Fach Wirtschaft und Ethik an der Universität Vechta inne. Sie forscht insbesondere zu den Themen Feministisch-kritische Wirtschaftsethik und Ökonomie der bezahlten und unbezahlten Arbeit.

Heidi Lehner, geboren 1959, studierte in Zürich und Hongkong Sinologie. Sie lebt in der Nähe von Zürich und ist Geschäftsführerin der Sunflower Foundation, wo sie sich mit den Zusammenhängen zwischen Geld und Gesellschaft sowie Fragen des gesellschaftlichen Wandels auseinandersetzt. Heidi Lehner ist Mitgründerin eines schweizerischen Modells der Zeitvorsorge.

Sigrun Preissing, geboren 1976, lebt in Tübingen. Sie ist Commercerin, promovierte Wirtschaftsethnologin und Bildungsreferentin für das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche

Aufgaben. Neben ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Beiträgen und äquivalentem Tauschen ist sie seit über 20 Jahren in die Praxis unterschiedlicher alternativökonomischer Projekte eingebunden.

Vanessa Rainer, geboren 1991, lebt in Villach. Sie widmet ihre Energie ganz der progressiven Gesellschaftsgestaltung und ist Mitgründerin der Bewegung »Verantwortung Erde«. Durch ihre Bereitschaft, das, wovon sie spricht, auch zu leben, ist sie eine wichtige Impulsgeberin der Kärntner »Wandel-Szene«. Sie ist Biologin, Gärtnerin, Aktivistin, Vortragende und wäscht ihre Wäsche mit Rosskastanien.

179

Gottfried Schubert, geboren 1963, lebt in Tübingen und verbringt einen beträchtlichen Teil seines Lebens außerhalb des herkömmlichen Wirtschaftssystems. Er entwickelt – immer mit anderen zusammen – Wirtschaftsformen und -kreisläufe, die das Geld und andere Tauschsysteme – mal mehr, mal weniger – verlassen. Mit über 30 Jahren gelebter Praxis hat er Zugang zu wenig bekanntem Wissen und Erfahrungen.

Hansruedi Weber, geboren 1946, wohnhaft in Baden (Schweiz), ist pensionierter Aargauer Volksschullehrer mit universitärer Weiterbildung in Philosophie, Sozialpsychologie und Wirtschaftsethik. Kenntnis der Freiwirtschaft (Silvio Gesell) und der Sozialen Dreigliederung (Rudolf Steiner). Initiant der 2018 abgelehnten Vollgeld-Initiative in der Schweiz.

